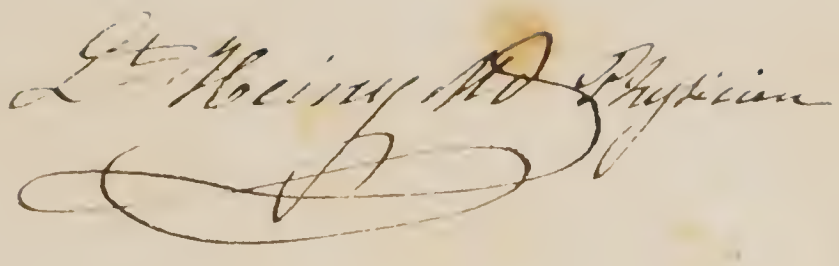
Ray 231



Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Wellcome Library

https://archive.org/details/s17id13413890

J.B. MORGAGNI.

Medicinische

Unterhaltungs-Bibliothek

oder

Collectiv-Blätter

von heiterem und ernstem Colorite

für alte und junge Aerzte.

Inhalt:

1. Charakteristiken von Aerzten aller Zeiten.
2. Novellen und Skizzen von ärztlichem Interesse.
3. Fragmente zur ärztlichen Lebenspolitik.
4. Medicinische Länder-, Völker- und Städtekunde.
5. Poesieen in ärztlichen Beziehungen.
6. Miscellen.
7. Aphorismen und Sentenzen.
8. Curiosa und Anekdoten.

Siebentes Bändchen.

Mit dem Bildnisse J. B. Morgagni's.

Leipzig 1842.

Verlag von Wilhelm Engelmann.

305973

Inhalt dieses siebenten Bändchens.

Seite

I. Charakteristiken:

Versuch einer Darstellung der biblischen Krankheiten und der auf die Medicin bezüglichen Stellen der heiligen Schrift. Vom Königl. Pr. Stabsarzte ꝛc. Dr. Trusen in Posen . 3

I. Nekrologische Notiz über Astley Cooper 37
II. Kurt Sprengel 44
III. Johann Friedrich Meckel, v. Dr. Herrm. Friedländer 51
IV. Esquirol; nach Pariset's Leichenrede 55
V. Dr. Valeriano Luigi Brera 62
VI. Alibert 65
VII. Dr. Burkard Eble, von Dr. E. F. v. Feuchtersleben . 69

II. Novellen und Skizzen:

I. Der ärztliche Besuch, von Nobili 77
II. Die Bewohner der Curorte, von F. v. F. 85
III. Eine Pariser Privat-Heilanstalt, von Fréd. Soulié . . 90
IV. Ein musikal. Hochamt in der Irrenanstalt v. Bicetre . . 99
V. Der taubstumme Arzt, von Severus 103
VI. Die Kindbettwärterin, von Leigh Hunt. 110
VII. Die Wärterin, von Madame de Bawr 119

III. Zur Lebenspolitik:

I. Ein Blick auf die gegenwärtige Stellung der Aerzte, von Dr. A. Th. Brück 133
II. Die Armenpraxis, von Dr. Hauer zu Linz 140

III. Bemerkungen über einige Verschiedenheiten in der Praxis der französischen u. deutschen Aerzte, v. Dr. Lutz in Bern 149
IV. Verhältniß der Curgäste zum Brunnenarzte, von Dr. Brück, Brunnenarzte zu Driburg ꝛc. 155

IV. Medicinische Länder- und Völkerkunde:

I. Die medicinische Schule in Konstantinopel 161
II. Wanderung nach Gräfenberg 170

V. Poesieen in ärztlichen Beziehungen:

I. Der großmüthige Arzt 177
II. Auf Heim 179
III. Tischlied für den Verein der Aerzte in Schleswig, 1840, von B. W. Neuber 181
IV. Türkische Inschrift auf der neuen medic. Schule in Konstantinopel, von Siwer Efendi, übersetzt von Hammer-Purgstall 183
V. Epitaphium 185

VI. Miscellen:

I. Dr. Joseph Roques über den Kaffeh 189
II. Der Opiumraucher 195
III. Rückerinnerungen an vorzügliche öffentliche Belustigungen der Badegäste in älterer Zeit zu Karlsbad 197
IV. Physiologie der Nase 199
V. Aus Thomas Motte's Reise nach den Diamantgruben zu Sumbhulpoor 202
VI. Ueber die Geburten und Sterbefälle im Allgemeinen . . 203

VII. Aphorismen und Sentenzen.

VIII. Curiosa und Anekdoten.

I.

Charakteriſtiken.

Versuch

einer Darstellung der biblischen Krankheiten und der auf die Medicin bezüglichen Stellen der heiligen Schrift.

Vom

Königl. Pr. Stabsarzte ꝛc. **Dr. Trusen** in Posen.

(Schluß.)

---

§. 11.

1. Buch Samuelis. C. 16. V. 14.

„Als der Geist des Herrn von Saul gewichen war, und ein böser Geist ihn sehr unruhig machte, riethen ihm seine Vertrauten: daß er seinen Knechten befehlen möchte, ihm einen geschickten Harfenspieler ausfindig zu machen, der, wenn der böse Geist Gottes über ihn käme, durch sein Spielen sein Gemüth in Ruhe setzte. Nachdem dies geschehen, und David an den Hof berufen worden war, so ergriff dieser jedesmal, wenn der böse Geist vom Herrn über Saul kam, die Harfe, und spielte; Saul aber erquickte sich, der böse Geist wich von ihm, und es ward besser mit ihm.“

Nach dem hebräischen Sprachgebrauche wird kluger Rath und Verstand im Menschen, Geist Gottes genannt, und der Ausdruck: dieser Geist ist gewichen, und ein böser Geist ist über ihn gekommen, heißt so viel als: er hat seinen Verstand verlo-

ren [123]); daher die Krankheit des Königs Saul, nach unseren heutigen Begriffen, eine Nervenkrankheit gewesen zu sein scheint, welche wir als Melancholie, Schwermuth, oder Trübsinn bezeichnen, und wovon er nur periodisch befallen wurde; doch war die Krankheit zuweilen von so rasender Heftigkeit, daß er einst David mit einem Spieß an die Wand zu spießen trachtete [124]). Die Ursache dieser Gemüthskrankheit war die Trauer über den Verlust seines Königreichs. Saul stammte aus einer geringen Familie aus dem Stamme Benjamin, und wurde von Samuel zum Könige gesalbt, da er von ihm, den er aus dem Staube gehoben hatte, keine Einschränkung seines politischen Einflusses befürchten zu dürfen glaubte. Nachdem er sich aber durch mehrere Siege auf dem Throne befestigt hatte, trachtete er auch, die Priesterherrschaft von sich zu werfen, und da er einst bei Samuels Außenbleiben selber zu opfern wagte, wurde er von Gott verworfen, und seines Königreichs beraubt; und nachdem er lange an der darauf folgenden Krankheit gelitten hatte, und der vielen Widerwärtigkeiten und Unglücksfälle müde war, bat er seinen Waffenträger, als er in der Schlacht auf dem Berge Gilboa hart verwundet war, ihn zu erstechen, um den Philistern nicht in die Hände zu fallen, und da sein Waffenträger dies nicht thun wollte, „nahm Saul das Schwert und fiel drein. Da nun sein Waffenträger sahe, daß Saul todt war, fiel auch er in sein Schwert und starb mit ihm" [125]). Der König Saul und sein Waffenträger geben hier, so viel ich gefunden habe, das erste Beispiel des Selbstmordes unter den Juden in jener Zeit, der überhaupt bei dem Israelitischen Volke eine seltene Erscheinung war. Ein anderes Beispiel von Selbstmord gab Judas, denn nachdem der unglückliche Verräther sah, daß Jesus zum

123) R. Mead. l. c. p. 42.
124) 1. Buch Samuelis. C. 19. V. 10.
125) Ibid. C. 31. V. 3.

Tode verurtheilt wurde, fing er an seine That zu bereuen, und erhenkte sich [126]). Lucas aber setzt hinzu: „er sei mitten entzwei geborsten, und alle seine Eingeweide wurden ausgeschüttet" [127]); woraus abzunehmen ist, daß er sich, von Kummer und Gewissensangst getrieben, aus Verzweiflung von einer Höhe herabgestürzt, und so den Tod gefunden habe, weil nach dem Erhenken ein solches Bersten des Körpers doch kaum als möglich gedacht werden kann. Wir kehren nach dieser Einschaltung zu unserem Gegenstand zurück. Der heilsame Einfluß der Musik gegen Krankheiten, war der Zeit schon sehr bekannt unter den Juden, denn sie pflegten solche der Macht der bösen Engel, als der Diener Gottes, zuzuschreiben, und suchten sie dadurch zu versöhnen und zu besänftigen. Die Hebräer liebten überhaupt schon früh die Musik und besaßen mehrere Instrumente. Ihre religiösen Feierlichkeiten, so wie ihre politischen Privatfeste schmückten sie mit Gesang und Tonkunst; und selbst die Trauer ergoß sich in musikalischer Klage. Laban machte dem Jacob den Vorwurf, daß er ihn im Geheimen verlassen, und ihm die Freude geraubt habe, seinen Abzug mit Freuden-Gesängen, beim Schall der Pauken und Harfen zu begleiten [128]). Moses ließ silberne Trompeten verfertigen, um sie bei den feierlichen Opfern und heiligen Festen zu blasen [129]). David aber, den die Natur mit Dichter- und Sehergaben reichlich ausgestattet hatte, erhob die Feier des äußeren Gottesdienstes unter den Juden zu der glänzendsten Pracht, und belebte noch feuriger, durch seine, im höchsten Schwunge der Gottesbegeisterung gedichteten Gesänge. Zu deren Aufführung bestimmte er auf der Burg Sion eine große Anzahl Leviten zu Sängern und Musikchören. Sie bestanden aus 24 Abthei-

126) Ev. Matth. C. 27. V. 5.
127) Apostelgeschichte C. 1. V. 18.
128) 1. Buch Moses. C. 31. V. 27.
129) 4. Buch Moses. C. 10. V. 2.

lungen, welche sich wöchentlich ablösten. Viertausend sangen und spielten abwechselnd die musikalischen Instrumente, von denen mehrere ihre Erfindung jenem Könige verdankten; und 288 Häupter der Musikchöre, zwölf in jeder Abtheilung, dirigirten sie[130]). Die Ersten derselben, Asaph, Jleman, und Jeduthum nebst ihren Söhnen dichteten einen Theil der Gesänge, welche unter dem Namen der Psalmen Davids zusammengefaßt, von Chören vorgetragen und mit Musik begleitet wurden. Ueber das Wesen der hebräischen Musik und ihre Instrumente herrscht aber große Ungewißheit. Muthmaßlich besaßen sie drei Arten von Instrumenten, Saiten- und Blaseinstrumente, und mehrere Arten Trommeln, die meist von Weibern gespielt wurden[131]). Die gebräuchlichsten Instrumente waren die Harfe, die Cither und die Posaune. Andere, über deren Form jedoch große Ungewißheit herrscht, waren: das Nabal, ein Instrument mit zehn Saiten, das mit einem Bogen gespielt wurde; Kinorr, Guitarre, Leier, Harfe mit zwölf Saiten, mittelst der Finger; Hasor, Sambuc, Minim waren ebenfalls Saiteninstrumente; Agab soll eine Orgel sein; Schophar, ein Horn; Chasozeroth, Trompeten ꝛc.[132]). Daß die Musik auch später auf ähnliche Weise zur Heilung von Krankheiten angewendet wurde, ergiebt die Geschichte aller Zeiten zur Genüge. Asklepiades hielt die Musik für ein wichtiges Heilmittel bei der Phrenesie und bei allen Geisteskrankheiten, und Aretäus empfahl sie wider eine Art einer heiligen Melancholie, und Celsus räth Vocal- und Instrumentalmusik an, um traurige Gedanken zu vertreiben[133]). Wie die Musik moralische und physische Krankheiten heilen, Tugenden befördern, und Leidenschaften stillen konnte, so wurde sie auch be-

130) 1. Buch der Chronik. C. 23. V. 5. und C. 25. V. 7.

131) 2. Buch Moses. C. 15. V. 20.

132) Calmet, sur la musique des Hébreux. — Pfeiffer, de re musica veter. Ebraeor.

133) Celsus. l. c. lib. 3. c. 18. p. 151.

nutzt, um Leidenschaften in einem hohen Grade zu erregen. Das auffallendste Beispiel, welches uns das Alterthum hievon bewahrt hat, ist die Geschichte Alexanders, den Timotheus rasend machen, und augenblicklich wieder besänftigen konnte, wenn er die Manier änderte. Die Musik der Alten hatte bekanntlich vier Manieren, die Dorische, die zu ernsthaften und religiösen Gesängen bestimmt war; die Phrygische, die Raserei erregte; die Lydische, welche Klagemusik war; und die Aeolische, die Liebe und Vergnügen erweckte. Der Glaube an den Einfluß der Musik auf die Sitten, war in früherer Zeit allgemein, und Timotheus wurde zu Lacedämon öffentlich verurtheilt, weil er die Cither so abgeändert hatte, daß sie mehr Zärtlichkeit und Wollust einflößte, und auf diese Art den guten Sitten gefährlich werden konnte. Er mußte daher öffentlich die Saiten von seiner Cither herunter reißen, die er an derselben angebracht hatte, und wurde aus der Stadt gejagt. Eine dieser fast gleiche Geschichte wird von Soliman II. erzählt. Franz I. hatte ihm eine Gesellschaft von Tonkünstlern geschenkt, die er mit Vergnügen annahm, und gern spielen hörte. Da er aber merkte, daß ihre Musik einen zu starken Eindruck auf das Volk machte, welches für diese Kunst leidenschaftlich eingenommen zu werden schien, so ließ er, aus Furcht sein Volk möchte zu Weichlingen ausarten, die Instrumente zerbrechen, und sandte die Tonkünstler zurück [134]). Man kennt die nervenerregende Wirkung des schweizerischen Kuhreigens, und die besänftigende Wirkung der Musik gegen den Tarantalismus [135]); und Rousseau erzählt von einem Gascogner, der den Urin nicht halten konnte, wenn der Dudelsack gespielt wurde. In ähnlicher Art wirkt die Musik auch auf die Ner-

134) Albrecht, Tractatus physicus de effectibus musices. Lips. 1734. p. 78.

135) Behrend, Repertorium der med. chir. Journalistik 1834. Jan. S. 23.

ven der Thiere, denn die Elephanten werden durch eine sanfte Musik zur Begattung gereizt; Wölfe durch sie in die Flucht gejagt; und den meisten Hunden erregt sie so unangenehme Gefühle, daß sie zu heulen anfangen, Krämpfe und Convulsionen bekommen. Mehrere auffallende Beispiele und die umständlichsten Thatsachen über die Wirksamkeit der Musik in Nervenkrankheiten finden sich bei Tissot[136]).

§. 12.

2. Buch Samuelis. C. 21. V. 20.

„Da war ein langer Mann, der hatte sechs Finger an seinen Händen, und sechs Zehen an seinen Füßen, d. i. vier und zwanzig an der Zahl."

Ein seltenes Beispiel von symmetrisch vertheilten, überzähligen Gliedern unter den Juden, dergleichen die spätere Geschichte indeß mehrere aufzuweisen hat. Einen ganz ähnlichen Fall berichten die Memoiren der Pariser Akademie vom Jahre 1743, von einem 16 Monat alten Kinde, welches ebenfalls an jeder Hand und an jedem Fuße sechs Finger hatte. Einen noch merkwürdigeren Fall führt Saviard von einem neugeborenen Kinde in dem Hôtel-Dieu zu Paris an, welches an jeder Hand und an jedem Fuße zehn Finger hatte; und Plinius spricht von zwei Schwestern, die ebenfalls an jeder Hand sechs Finger hatten, und darum den Beinamen Sixdigites erhielten. Auch Kluge erzählt in neuerer Zeit ein solches Beispiel von einer Familie in Bielefeld, wo jedes Kind derselben sechs Finger an jeder Hand hatte. Aus den hier vergleichungsweise angeführten Beispielen von symmetrischen Misbildungen geht hervor, daß das von Saint-Hilaire aufgestellte Princip der Einheit in der organischen Zusammensetzung, nach dem die wuchernde Ernährung eines Organs mehr oder weniger nothwendig die vollkommene oder unvollkommene Atrophie eines andern Organs nach sich ziehe, nicht in allen Fällen

136) Tissot. l. c. 2. Bd. 2 Thl. p. 733.

durch die vorkommenden Misgeburten bestätigt wird [137]). — Ruysch aber hat ein in dieser Beziehung höchst merkwürdiges Skelet beschrieben, an dem die rechte Hand sieben, und die linke sechs Finger, und außerdem einen doppelten Daumen, der rechte Fuß aber acht, und der linke neun Zehen hatte. Anna Boleyn, die durch ihre Reize und ihr Unglück gleich berühmte königliche Geliebte, hatte sechs Finger an der rechten Hand, außerdem einen übelgewachsenen Zahn in der oberen Zahnreihe, und eine überflüssige dritte Brust.

§. 13.

1. Buch der Könige. C. 1. V. 1 — 4.

„Und da der König David alt war und wohlbetagt, konnte er nicht warm werden, ob man ihn gleich mit Kleidern bedeckte. Da sprachen seine Knechte zu ihm: lasset meinem Herrn König eine Dirne, eine Jungfrau suchen, die vor dem Könige stehe, und sein pflege, und schlafe in seinen Armen, und wärme meinen Herrn, den König."

Schon im frühesten Alterthume überzeugte man sich, daß der lebendige Körper die Eigenschaft besitze, einen Theil seiner Lebensfülle an Andere zu übertragen, und gründete hierauf eine Behandlungsart, welche man mit dem Namen Gerocomic belegte, und die darin bestand, abgelebte Greise durch die nahe Atmosphäre einer frischen aufblühenden Jugend wieder zu verjüngen [138]); wie wir hier aus dem ältesten Beispiele dieser Art von David sehen, dem seine Vertrauten riethen, die sinkenden Lebenskräfte und die verlorene Wärme in den Armen einer jungfräulichen Dirne wieder aufzufrischen. In späteren Zeiten machte man die Bemerkung von neuem, daß Jünglinge durch das Beisammenschlafen mit Alten augenscheinlich an

137) Saint-Hilaire. Histoire génér. et particul. des anomalies de l'organisation, ou Traité de Tératologie. Par. 1836.

138) Kluge. l. c. p. 302.

Kraft verloren und dahinwelkten, dagegen die Alten munter wurden, und täglich an Kraft gewannen, und fing nun wieder an, dieses Mittel zur Heilung erschöpfter Menschen, mit vielem Nutzen zu gebrauchen [139]). So ließ Boerhave einen alten Amsterdamer Bürgermeister zwischen zwei jungen Leuten schlafen, und versichert, der Alte habe dadurch sichtbar an Munterkeit und Kräften zugenommen. Auch Kluge erzählt einen Fall der Art aus seiner eigenen Beobachtung, welcher mit jenen älteren Erfahrungen genau übereinstimmt. Ein Mann von mittleren Jahren litt, bei einem sehr schwächlichen Körper, häufig an Nervenzufällen, die vorzüglich des Nachts eintraten, und nur allein dadurch augenblicklich gehoben werden konnten, daß er sich in das Bette legte, worin kurz zuvor seine Frau gelegen hatte; er verfiel dann sogleich in einen festen und langen Schlaf, und fühlte sich jedesmal nach dem Erwachen, auf eine geraume Zeit gestärkt und wohl [140]). Einen ähnlichen Fall hat Gmelin aufgezeichnet [141]). Und gewiß, wenn man bedenkt, was der Lebensdunst frisch aufgeschnittener Thiere auf gelähmte Glieder, was das Auflegen lebendiger Thiere auf schmerzhafte Uebel vermag, so scheint diese Methode nicht verwerflich zu sein. Höchst wahrscheinlich gründete sich auf diese Idee der hohe Werth, den man bei den Griechen und Römern auf das Anwehen eines gesunden Athems setzte, denn Claudius Hermippus, ein Mädchenschulmeister zu Rom, wurde laut seiner Grabschrift [142]), im Kreise junger Mädchen 115 Jahr alt; und der Umstand, daß man unter den Schulmännern viele Beispiele eines langen Lebens findet, scheint diese Beobachtung zu bestätigen. Es ist demnach außer Zweifel, daß bei überwiegender Stärke eines Menschen, und bei großer

139) Galen. Method. med. lib. 8. c. 7.
140) Kluge. l. c. p. 302.
141) Gmelin. Neue Untersuchungen. p. 563.
142) Hufeland's Makrobiotik. I. p. 12.

Reizbarkeit eines andern, nicht blos eine Mittheilung der Lebenskraft durch unmittelbare Berührung möglich ist, sondern daß auch schon der Dunstkreis eines Menschen, wenigstens als Leiter für den Einfluß seiner Lebenskraft auf einen andern dienen kann; gleichwie beim Zeugungsacte (einem auf bestimmte Organe beschränkten Magnetismus) [143]) der vom Manne sich losreißende Saame wahrscheinlich nur als Leiter des ganzen Einflusses der Lebenskraft des Mannes auf das Weib, und auf das von Beiden erzeugte Product dient [144]).

§. 14.

2. Buch der Könige. C. 4. V. 34.

„Elisa stieg hinauf und legte sich auf das Kind, und legte seinen Mund auf des Kindes Mund, und seine Augen auf seine Augen, und seine Hände auf seine Hände, und breitete sich also über ihn, daß des Kindes Leib warm ward. Da schnaubte der Knabe siebenmal, darnach that der Knabe seine Augen auf."

Wir treffen hier, ungeachtet der, den Hebräern eigenen Scheu vor den Todten, auf die Wiederbelebung eines scheintodten Kindes, denn die Vaterliebe war bei Elisa stärker als das Gesetz [145]). Aus Allem geht hervor, daß er die Wiederbelebung des scheintodten Kindes versuchte und bewirkte, da man sich in der Trauer und Betrübniß, nie eine so nahe Berührung der Todten gestattete. Der Knabe war um die Zeit der Erndte zu seinem Vater bei den Schnittern hinausgegangen, und wahrscheinlich in Folge von Erhitzung plötzlich vom Sonnenstich befallen worden, denn der Ausruf des Kindes: „o, mein Haupt! mein Haupt!" und der bald nachher auf dem Schooße der Mutter erfolgte Tod desselben, läßt dies vermuthen. Ob Elisa außer der Idee, durch Wärme das Kind

143) Kluge. l. c. p. 307.

144) Autenrieth. Physiologie III. p. 262.

145) 4. Buch Moses C. 19. V. 13.

wieder zu beleben, auch das Einblasen der Luft versucht hat, da es ausdrücklich heißt: „er legte seinen Mund auf des Kindes Mund," läßt sich nicht allein hieraus, sondern auch aus dem Umstande vermuthen, daß es bei seinem Erwachen „siebenmal schnaubte," was vielleicht von der Repulsion der eingeblasenen Luft herrühren mochte. Die erste Spur von Wiederbelebung scheintodter Menschen reicht indeß noch viel früher hinauf, denn man erzählt von der Isis, daß sie ihren Sohn Horus, der von den Titanen umgebracht war, wieder ins Leben zurück gerufen habe [146]). Von der außerordentlich belebenden Kraft der Wärme, wie sie auch Elisa anwendete, verdient das merkwürdige Beispiel der Wiederbelebung eines ertrunkenen Carabiniers zu Straßburg angeführt zu werden, welcher eine halbe Stunde im Wasser gelegen hatte, und dennoch durch fleißiges Bedecken mit warmen Tüchern wieder belebt wurde [147]). Wärme ist und bleibt das größte Wiederbelebungsmittel, und es wäre oft besser, den Scheintodten, wie hier geschah, blos durchdringend zu erwärmen, als ihn, wie so oft geschieht, mit Schröpfen, Bürsten, Klystiren u. dgl. m. herum zu ziehen, und ihn zugleich vor Kälte erstarren zu lassen.

§. 15.

2. Buch der Könige. C. 20. V. 1.

„Zu der Zeit ward Hiskia todtkrank. Und der Prophet Jesaia sprach zu ihm: „Beschicke Dein Haus, denn Du mußt sterben." Nachdem aber Gott sein Gebet erhört hatte, hieß er den Propheten wieder zu ihm gehen, und ihm sagen, daß er ihn in drei Tagen gesund machen wolle. Jesaias aber ließ einen Teig von Feigen machen, legte ihn auf die Drüse, und er ward gesund."

Die Priester der Juden verstanden es damals eben so gut, sich durch die Prognose bei ihren Kranken in Ansehen zu er-

146) Kurt Sprengel. l. c. I. p. 35.
147) Hufeland. l. c. I. p. 65.

halten, als die Aerzte der heutigen Zeit. Die Krankheit des Königs Hiskia scheint ein Fieber gewesen zu sein, das bei dem raschen Verlaufe der tropischen Krankheiten, in wenigen Tagen mit einer Abscetirung endigte, und durch den Aufbruch der Geschwulst in Genesung überging. Man sieht übrigens aus der äußerlichen Anwendung der Feigen, daß die Priester der damaligen Zeit, sich doch nicht ausschließlich auf die Methodus exspectativa in Krankheiten beschränkten, sondern sich der ihnen nahe liegenden Mittel, sehr wohl zur Heilung von Krankheiten zu bedienen wußten.

§. 16.

2. Buch der Chronik. C. 21. V. 18.

„Joram, der König in Juda, wurde, weil er sich an Gott versündigt hatte, in seinen Eingeweiden mit einer solchen Krankheit geplagt, die nicht zu heilen war, so daß sie von Tage zu Tage währte, und als die Zeit zweier Jahre um war, ging sein Eingeweide von ihm mit seiner Krankheit, und er starb."

Diese Krankheit scheint eine heftige Dysenterie gewesen zu sein, welche in heißen Klimaten sehr häufig ist, und wodurch das Abgehen der Eingeweide allein erklärlich wird, denn das Wesen der Ruhr besteht in Entzündung der Nervenhaut der gesammten Dickdärme, wodurch eben das Absterben und die Abschälung der darüber liegenden Schleimhaut bewirkt wird, die dann oft in röhrenförmiger Gestalt abgeht; so daß die Därme aus dem Leibe zu fallen scheinen. Ein Gleiches mag hier Statt gefunden haben, nachdem die Krankheit in eine Metamorphose der Därme übergegangen war, und dadurch ein, den Därmen ähnlicher Abgang bewirkt wurde. Die gänzliche Auflösung des Kranken erfolgte wahrscheinlich durch Phthisis intestinalis, welcher der Kranke wohl nur deswegen zwei Jahre lang widerstehen konnte, da er erst vierzig Jahr alt war. — An eben derselben, oder dieser sehr ähnlichen Krankheit, scheint auch der König Antiochus gelitten zu haben, von dem erzählt wird:

„der allmächtige Herr strafte ihn mit einer heimlichen Plage, die Niemand heilen konnte. Denn es kam ihm ein solches Reißen im Leibe an, und ein so großes Grimmen in den Därmen, daß man ihm nicht helfen konnte. Es wuchsen auch Maden aus dem verfluchten Leibe, und er verfaulte mit großen Schmerzen, daß ganze Stücke von seinem Leibe fielen, und stank so übel, daß Niemand vor dem Stank bleiben konnte" [148]). Auch der König Herodes scheint an einer ähnlichen Krankheit gelitten zu haben, denn „von Würmern gefressen gab er seinen Geist auf" [149]); und es ist wahrscheinlich, daß unter Maden und Würmern, dort und hier die Läusesucht zu verstehen sei, die in älteren Zeiten sehr häufig gewesen sein muß, wie schon aus dem Titel einer alten Dissertation hervorgeht: Francus, Dissertatio de Phtyriasi, morbo peculiari, quo nonnulli imperatores, reges aliique illustr. viri ac foeminae misere interierunt. Heidelberg. 1678.

§. 17.

Prediger Daniel. C. 4. V. 30.

„Von Stund' an ward das Wort vollbracht über Nebucadnezar, und er ward von den Leuten verstoßen, und aß Gras wie die Ochsen, bis daß sieben Zeiten um waren, sein Leib lag unter dem Thau des Himmels und ward naß, bis sein Haar wuchs so groß wie Adlerfedern, und seine Nägel wie Vogelsklauen wurden. Nach dieser Zeit kam er wieder zur Vernunft, auch zu seinen königlichen Ehren, zu seiner Herrlichkeit und zu seiner Gestalt."

Der König Nebucadnezar träumte einst: es stünde ein Baum mitten im Lande, der war sehr hoch, groß und dick, seine Höhe reichte bis in den Himmel, und breitete sich aus bis an das Ende des ganzen Landes. Seine Aeste waren

148) 2. Buch der Maccabäer. C. 9. V. 5.
149) Apostelgeschichte. C. 12. V. 23.

schön und trugen viel Früchte, davon Alles zu essen hatte; alle Thiere auf dem Felde fanden Schatten unter ihm, und die Vögel unter dem Himmel saßen auf seinen Aesten, und alles Fleisch nährte sich von ihm. Hierauf hatte er ein zweites Traumgesicht, ein heiliger Wächter fuhr vom Himmel herab, der rief überlaut und sprach: Haut den Baum um, und behauet ihm die Aeste, und streifet ihm das Laub ab, und zerstreuet seine Früchte, daß die Thiere, so unter ihm liegen, weglaufen, und die Vögel von seinen Zweigen fliegen. Doch lasset den Stock mit seinen Wurzeln in der Erde bleiben; er aber soll in eisernen und ehernen Ketten im Grase gehen, er soll unter dem Thau des Himmels liegen, und naß werden, und soll sich weiden mit den Thieren von den Kräutern der Erde. Und das menschliche Herz soll von ihm genommen, und ein viehisch Herz ihm gegeben werden, bis daß sieben Zeiten über ihn um sein [150]). Von diesem Traumgesicht befangen verfiel Nebucadnezar in einen Zustand von Melancholie, in welchem er die Menschen floh, nirgends Ruhe finden konnte, im Felde unstät umher irrte, und da er nach seiner Einbildung sich in einen Ochsen verwandelt glaubte, lebte er sieben Jahre lang unter dem Vieh, und fraß auch Gras wie das Vieh. Und da er seinen Leib nicht ordentlich hielt, wuchsen ihm die Haare und die Nägel bis zu einer unmäßigen Länge, und hatten das Ansehen wie die Klauen der Vögel. Die Krankheit Nebucadnezars ist daher, wie aus dieser Beschreibung hervorgeht, ein Zustand von Wahnsinn eigner Art gewesen, eine fixe Idee, die sich auf Verwandlung des Körpers und der Persönlichkeit bezieht, und die wir mit dem Namen, Melancholia errabunda, metamorphosis bezeichnen; denn die Worte: „nach dieser Zeit kam er wieder zur Vernunft und zu seiner Gestalt," zeigen deutlich, daß er mit dem Verstande, auch die Vorstellung von seiner eignen Persönlichkeit verloren hatte, und von einer Me-

150) Prediger Daniel. C. 4. V. 7.

tamorphose seiner Art völlig überzeugt war. Die Ursache zu der Krankheit des Königs Nebucadnezar war der Glaube an den prophetischen Geist seiner Träume, in denen sich sein überaus stolzer und hochmüthiger Charakter offenbarte, und seine Seele sich mit einer fremden Persönlichkeit bekleidete; denn wie durch abnorme Wirkungen des Gemeingefühls auf das Vorstellungsvermögen des kranken Gehirns, fixe Vorstellungen vermittelt werden, so war dies auch wahrscheinlich bei Nebucadnezar der Fall, wodurch er die Ueberzeugung von seiner Persönlichkeit einbüßte, und in den oben geschilderten wahnsinnigen Zustand verfiel. Die Annalen der Wissenschaft haben zahlreiche Beispiele der Art aufbewahrt, wo sich der Mensch krankhaft als eine fremde Persönlichkeit dachte, und sich als solche gebärdete. Die Krankheit wurde mit dem Namen Insania lupina aut canina bezeichnet. Die Beispiele von Menschen, die sich für Wölfe und Hunde hielten, dieser Idee gemäß in die Wälder flohen, wie Wölfe heulten, sich bei Gräbern aufhielten, Leichname ausgruben, und sich mit Menschengerippen herumschleppten, sind in Rücksicht ihres Ursprunges und ihrer Natur nicht genug beobachtet. Einige mögen vielleicht an einem kataleptischen Stumpfsinn, andere an Tobsucht gelitten haben. Paul Aegineta sagt von ihnen: „Qui lycanthropia detinentur, noctu domo egressi, lupos in cunctis imitantur, et donec dies illucescat, circa defunctorum monumenta plerumque vagantur. Nosse vero oportet, melancholiae speciem esse morbum lupinum“ [151]). Einen hierauf bezüglichen, dem Nebucadnezar ähnlichen Fall erzählt Wierus von einem Bauer in Pavia, der auf dem Felde umherirrte, Menschen angriff und tödtete, und als er endlich gefangen wurde, fest behauptete, er sei ein Wolf; nur mit dem Unterschiede, daß bei ihm die Haare der Haut nach innen ge-

151) P. Aegineta. de re med. lib. III. c. 16.

kehrt wären [152]). Auf gleiche Weise sollen die Töchter des Königs der Argiver, Prötus, geraset haben, von denen Virgil sagt: „Proetides implerunt falsis mugitibus agros [153]), welche der Arzt Melampus, nach Ovid's Zeugniß durch Sprüche und Kräuter heilte: Proetidas — per carmen et herbas — eripuit furiis“ [154]). Eine Menge Beispiele der Art hat Arnold gesammelt [155]).

§. 18.

1. Buch Samuelis C. 21. V. 13.

„Und David verstellte seine Gebehrde vor ihnen, und kollerte unter ihren Händen, und stieß sich an die Thür am Thor, und sein Geifer floß ihm in den Bart.“

Die Krankheit, welche David simulirte, um sein Leben vor dem Angriff seiner Feinde zu sichern, war ein Zustand von Raserei, wofür ihn auch sein Feind, der König Archis, erklärte und ihn deswegen entfliehen ließ. Der Zustand hat übrigens viel Aehnlichkeit mit dem von Lucas beschriebenen Beispiele von fallender Sucht [156]).

Ein anderes Beispiel von simulirter Krankheit, ohne bestimmten Charakter, mit gleichzeitiger Nothzucht an seiner eigenen Schwester giebt Ammon: „Er stellte sich krank um Thamar, seiner Schwester willen, denn sie war eine Jungfrau, und dünkte Ammon schwer sein, daß er ihr etwas sollte thun. Er aber überwältigte sie, und schlief bei ihr [157]); wofür sein Bruder Absalom ihn später durch seine Knechte tödten ließ.

---

152) Wierus, de praestigiis daemonum. lib. IV. c. 23.

153) Virgil. Ecl. VI. 48.

154) Ovid. Metamorphos. XV. 326.

155) Arnold, Beobachtungen über die Natur, Arten, Ursachen und Verhütung des Wahnsinns. a. d. Engl. 1784.

156) Ev. Lucas. C. 9. V. 39.

157) 2. Buch Samuelis. C. 13. V. 14.

§. 19.

Buch Tobias. C. 2. V. 11.

„Eine Schwalbe schmeiste aus ihrem Neste, das fiel dem Tobias also heiß in die Augen, davon ward er blind. — Da nahm Tobias von der Galle des Fisches, und salbete dem Vater seine Augen. Und er litt das fast eine halbe Stunde, und der Staar ging ihm von den Augen, wie ein Häutlein von einem Ei. Und Tobias nahm es, und zog es von seinen Augen, und alsbald ward er wieder sehend" [158]).

Die Augenkrankheit, an welcher Tobias gelitten haben soll, hat sehr viel Unwahrscheinliches, und trägt eben das Gepräge der Fiction, wie die Krankheit Hiob's; denn das ganze Buch Tobias in den Apokryphen der heiligen Schrift, scheint gleich dem Buche Hiob nur in der Absicht verfaßt zu sein, um dem Israelitischen Volke in der Schilderung dieses langjährigen Augenleidens des Tobias, ein Musterbild der Ergebung und Geduld in die Fügung des Schicksals zu geben, das ihnen Trost, Beruhigung und Ausdauer in ihren vielfachen Leiden, und Vertrauen in die Allmacht Gottes lehren sollte, wie aus den Worten: „Solch' Trübsal aber ließ Gott über ihn kommen, daß die Nachkommen ein Exempel der Geduld hätten, wie an dem heiligen Hiob" [159]), hervorzugehen scheint. Auch die Veranlassung und die Heilung der Krankheit, die hier, zum Unterschiede von der Krankheit Hiob's, unter Beihülfe des Engels Raphael, von der Einwirkung natürlicher Mittel abhängig gemacht wird, um ihnen zu zeigen, wie man bei allem Vertrauen in die Gnade Gottes, dennoch den Gebrauch natürlicher Mittel nicht vernachlässigen solle, sprechen für die Fiction des Buches; denn wenn Tobias auch, da er an der Wand des Hauses schlief, von dem Schwalbenmist wäre getroffen worden, so hätten doch, eben weil er schlief, davon

158) Buch Tobias. C. 11. V. 13.
159) Buch Tobias. C. 2. V. 12.

nicht füglich beide Augen erblinden können. Diese Blindheit, welche vier Jahre gewährt haben soll, wird nach dem älteren Sprachgebrauche als Staar bezeichnet, den man sich, wie auch heute noch im gemeinen Volke, als ein Fell auf dem Auge vorstellte, wogegen der Engel Raphael die Galle vom Fisch anzuwenden empfiehlt, die Augen damit zu salben, damit sie den Staar vertreibe [160]); daher die Worte: „und der Staar ging ihm von den Augen, wie ein Häutlein von einem Ei." Da dies nun aber keine natürliche, sondern eine fingirte Erscheinung hiebei ist, so wäre das Augenleiden des Tobias, als wirklich gedacht, vielmehr nur als eine Verdunkelung der Hornhaut, in Folge einer blenorrhoischen Augenentzündung zu bezeichnen, wogegen die beharrliche äußere Anwendung der Fischgalle wohl wirksam sein konnte; denn das Mittel hat, wie Pittschaft in seinen schätzbaren Olitäten [161]), und Lentin [162]) anführen, einen antiken Ruf gegen Augenfehler allerlei Art. Die Heilung des Tobias erscheint selbst unter solchen Umständen noch als ein Wunder, da er nach der weiteren Erzählung [163]), als er 56 Jahr alt war, erblindete, und im 60ten Jahre wieder sehend ward, besonders wenn man nach den Aeußerungen des Tobias, „der ich im Finstern sitzen muß, und das Licht des Himmels nicht sehen kann" [164]), eine vollkommene Blindheit annehmen muß; die Heilung also in einem so hohen Alter erfolgte, wo die Resorptionsthätigkeit des Auges nicht mehr so rege zu sein pflegt. „Nach dieser Geschichte, als Tobias wieder sehend worden war, lebte er noch 42 Jahre, und sah seine Kindeskinder, und als er 102 Jahr alt war, wurde er ehrlich begraben zu Ninive" [165]).

160) Buch Tobias. C. 6. V. 10. — C. 11. V. 8.
161) Hufeland's Journal ꝛc. aus dem Dioscorides lib. 2. c. 96.
162) Lentin in Hufeland's Journal ꝛc. I. Band p. 176.
163) Buch Tobias. C. 14. V. 1.
164) Buch Tobias. C. 5. V. 13.
165) Ibid. C. 14. V. 1.

§. 20.

Ev. St. Johannis. C. 5. V. 2.

„Es ist zu Jerusalem bei dem Schaafhause ein Teich, der heißt Bethesda, und hat fünf Hallen, in welchen lagen viele Kranke, Lahme, Blinde, Dürre, die warteten, wenn sich das Wasser bewegte. Denn ein Engel fuhr herab zu seiner Zeit in den Teich, und bewegte das Wasser. Welcher nun der Erste, nachdem das Wasser bewegt war, hineinstieg, der ward gesund, mit welcher Seuche er behaftet war."

Der Teich Bethsaida oder Bethesda wurde wegen seiner wunderbaren Heilkraft auch Gnadenplatz genannt, und diente den Juden ursprünglich zum Waschen der Schaafe, welche zum Schlachtopfer bestimmt waren, ehe man sie in den Tempel trieb; und noch jetzt zeigen die religiösen Einwohner den Reisenden diesen Teich, oder so etwas an seiner Statt, unweit dem Schaafthore bei Jerusalem [166]). Er war seiner wunderbaren Heilkraft wegen höchst merkwürdig, denn an seinen Ufern lag stets eine große Anzahl von Kranken, die der Aufwallung des Wassers harrten, welche zu gewissen Zeiten durch eine unsichtbare Kraft des Himmels bewirkt wurde; wie dies auch zur Zeit des Festes der Juden, als Jesus hinauf zog gen Jerusalem, der Fall war, wo eine Menge Kranke aller Art, Gichtbrüchige, Lahme, Blinde und Dürre, sich in den Hallen vor dem Tempel versammelt hatten. Unter Gichtbrüchigen scheint Mead [167]), der Aufschrift „Paralysis" nach zu urtheilen, Kranke die an Lähmungen, vielleicht aus gichtischer Ursache gelitten, verstanden zu haben, was auch durch den Ausdruck „Lahme und Dürre," bestätigt wird. Wie Mead aus dem Eusebius anführt [168]), zu dessen Zeiten dieser Teich

166) Cotovici Itinerarium Hierosolymitanum lib. II. c. 2.

167) Mead. l. c. c. VIII.

168) Eusebius, Onomasticon urbium et locorum sacrae scripturae.

noch vorhanden gewesen, habe derselbe aus zwei Sümpfen bestanden; deren jeder vom jährlichen Regen mit Wasser angefüllt wurde, wovon der eine ein wunderbar rothes Wasser enthielt, und seine Heilkraft nur einmal im Jahre, zur Zeit dieser Regengüsse, oder nach denselben, und zur Zeit des Pfingstfestes der Juden, welches im Monat Mai oder Juni gefeiert wurde, äußerte. Ohne dem Glauben der heiligen Schrift durch willkührliche Auslegung zu nahe zu treten, kann man die Wirksamkeit dieses Wassers gegen dergleichen Uebel, aus dem rein physischen Gesichtspunkte betrachtet, doch nur den mineralischen Bestandtheilen desselben zuschreiben; denn der Grund dieser beiden Teiche enthielt einen Schlamm, welcher vielleicht mit mineralischen Salzen, Schwefel, Alaun und Salpeter geschwängert sein mochte, und deren Wirksamkeit alsdann dadurch noch erhöht wurde, wenn diese Bestandtheile, etwa durch eine unterirdische Wärme, oder durch die zur Zeit der Pfingsten gewöhnliche Hitze der Atmosphäre, oder durch heftige und anhaltende Schlagregen in Bewegung und Gährung geriethen, wodurch auch der Umstand erklärlich würde, daß das Wasser nur dann seine Heilkraft äußerte, wenn es sich bewegte, da alsdann die Mischung seiner Bestandtheile inniger sein mußte, als zu andrer Zeit, wo dies nicht Statt fand, und der Schlamm sich wieder zu Boden gesetzt hatte, und also denen am hülfreichsten wurde, welche zuerst hineinstiegen. Daß diese Bewegung und die davon abhängige Heilkraft des Wassers einem Engel zugeschrieben wurde, war bei den Israeliten sehr gewöhnlich, da sie alles Außerordentliche und Erstaunen erregende, davon sie die Ursache nicht einsehen konnten, so wie die Entstehung und Heilung der Krankheiten, einem Engel Gottes zuzuschreiben pflegten. Auch die von Jesu vollbrachten Heilungen an Gichtbrüchigen, deren in der heiligen Schrift mehrere erwähnt werden [169]), und worunter besonders die des 38 Jahr krank

169) Ev. Matth. C. 8. V. 6. — u. C. 9. V. 2.

gewesenen gichtbrüchigen Menschen merkwürdig ist, zu dem Jesus sagte: „Stehe auf und wandle!“ [170]) und der alsbald gesund ward, sein Bett aufnahm und ging, gehören in das Reich der Wunder, zu deren Ausführung er von Gott berufen war, und die alle profane Deutung ausschließen; denn so wie Jesus überhaupt, als die sichtbare Offenbarung Gottes auf Erden, ein Wunder war, so waren es auch alle seine Thaten in seinem stillen und unschuldsvollen Leben, das bei jedem Schritte den Gang einer Gottheit bezeugte [171]). In Palästina waren der Zeit dergleichen Gesundbrunnen und heilsame Bäder nicht selten, deren Geschichte Hadrian Reland [172]) zusammengetragen hat; und in der heiligen Schrift wird noch der Quelle Siloa, im tiefen Thale Ben Hinnon erwähnt, durch deren wundervolle Heilkräfte Jesus eine angeborne Blindheit heilte [173]). Auch das Wasser des Jordans stand wegen seines Schwefelgehaltes bei den Juden in großem Rufe [174]). Auch bei den Griechen und Römern waren die öffentlichen Bäder schon seit den ältesten Zeiten in Gebrauch, die mit allem Aufwande von Pracht und Kostbarkeit gebaut waren, und zu den schönsten Werken der Baukunst gehörten. Die Römer badeten sehr häufig in Flüssen, ja selbst im Meere, daher schon Celsus [175]) das Schwimmen in Seewasser anräth; und Plinius [176]) empfiehlt das schweflige Wasser als den Nerven zuträglich, das alaunige den Gelähmten oder sonst Geschwächten. Auch der Schlamm aus solchen Quellen wird mit Nutzen gebraucht, nur muß man ihn, wenn

---

170) Ev. St. Joh. C. 5. V. 5.

171) Ev. Matth. C. 8. V. 15. — C. 9. V. 18. u. V. 27.

172) Hadrian Reland, Palaestina ex monument. vetust. illustrata.

173) Ev. St. Joh. C. 9. V. 11.

174) 2. Buch der Könige C. 5. V. 14.

175) Celsus. l. c. lib. III. c. 27.

176) Plinius. l. c. lib. XXXI. §. 32.

er aufgestrichen, in der Sonne trocknen lassen. Ferner führt er zwei Quellen in Böotien an, von denen eine für das Gedächtniß half, die andere es raubte; und in Macedonien flössen zwei Bäche zusammen, wovon das Getränk des einen höchst heilsam, das des andern hingegen tödtlich sei.

§. 21.

Ev. Matth. C. 8. V. 28. Ev. Marc. C. 5. V. 2. Ev. Luc. C. 8. V. 27.

An diesen Stellen berichten die Evangelisten von den dämonischen Kranken Folgendes: „Sie zerrissen ihre Kleider, und gingen nackend einher, setzten Alle die ihnen begegneten in Schrecken, verwundeten ihre eigenen Leiber, und waren so rasend, daß, wenn man sie mit Ketten und Fesseln gebunden hatte, sie dieselben zerrissen, sich an wüste Orte begaben, und bei den Gräbern der Todten herumirrten. Bisweilen schrien sie sogar, sie wären von Geistern besessen, und glaubten, diese könnten aus ihnen in andere Leiber wandern; und wenn der Dämon ausfuhr, machten sie ein großes Geschrei, und wurden entweder heftig gerissen [177]), oder zur Erde niedergeworfen" [178]).

Der Glaube an Dämonen ist so alt, und die Fäden seiner Entstehung sind so in die Geschichte aller Völker verwoben, daß man ihn eine welthistorische Erscheinung nennen kann, denn er entspringt aus einem uns eingebornen Triebe, und beruht auf der, der menschlichen Seele als ihr heiligstes Lebensprincip inwohnenden Ahnung einer übersinnlichen Welt und ihres wunderbaren Zusammenhanges mit der Körperwelt und deren Erscheinungen. Das Wesen und die Gestaltung der besitzenden Dämonen richtet sich offenbar nach den Vorstellungen der Zeit und des Individuums; die Besessenen bei den alten Juden sind die Beute wahrer Teufel, wie die Gadarener [179]),

177) Ev. Marc. C. 1. V. 23.
178) Ev. Luc. C. 4. V. 33.
179) Ev. Marc. C. 5. — Ev. Luc. C. 8.

dagegen Kerner's Besessene der neueren Zeit von den irren unseligen Geistern Gestorbener gequält werden [180]), die in ihren Erscheinungen das Substrat zur Wiederaufnahme des ausschweifendsten Aberglaubens lieferten. Nur der Begriff des Somnambulismus giebt uns den Schlüssel zu den sonst unglaublichsten Erscheinungen des Dämonen- und Orakelwesens des Alterthums. Aber nicht als ob man durch das überraschende Licht, welches die Entdeckung des thierischen Magnetismus auf alle jene Wunder und Enormitäten verbreitete, von denen selbst die vermeintlich so heitere Welt der Griechen voll war, dem eigentlichen Verständniß derselben näher gerückt wäre, im Gegentheil wurde, indem sich das Räthsel oberflächlich errathen ließ, im Grunde damit ein viel tieferes aufgegeben; und es gieng hier wie immer in der Wissenschaft: so oft man einen Vorhang hebt, sieht man, statt etwas zu ergreifen, immer nur eine neue Perspective sich aufthun, und es bleibt daher, nach den unläugbaren Thatsachen des thierischen Magnetismus kein Zweifel, daß die Seele, welche in modernen Somnambülen die Beobachter ansteckt, und zu Schwärmern macht, von jeher in der Geschichte aller Völker eine bedeutende Rolle gespielt habe [181]). Die Dämonomanie ist als eine religiöse Art von Melancholie zu betrachten, die sich jedoch nach der in der heiligen Schrift enthaltenen Beschreibung auf sehr verschiedene Weise gestaltete. Bald war es eine selbstständige Krankheit, Raserei mit stürmischen Gebehrden und großer Unruhe, Melancholia errabunda, wie die oben angedeutete Krankheit der Gadarener [182]), und die Krankheit des Königs Nebucadnezar [183]); bald war es ein Zustand von Trübsinn und Schwermuth, wie die Krankheit des Königs Saul [184]); zuweilen aber erschien sie blos

180) Kerner, die Seherin von Prevorst. Stuttgard 1829.
181) Deutsche Vierteljahrsschrift No. 7. S. 126.
182) Ev. Marc. C. 5. V. 2.
183) Prophet Daniel. C. 4. V. 30.
184) 1. Buch Samuelis. C. 16. V. 14.

als symptomatisches Leiden anderer Krankheiten, oder wurde fälschlich verwechselt, denn jener Kranke, den der Evangelist Matthäus[185]) als mondsüchtig bezeichnet, litt nach der glaubenswürdigeren Beschreibung des Evangelisten Lucas[186]), der zugleich selbst Arzt war, offenbar an der fallenden Sucht, und als solche wird der Zustand desselben Kranken, auch von dem Evangelisten Marcus[187]) mit den Worten geschildert: „Er hat einen sprachlosen Geist, und wo er ihn erwischt, da reißt er ihn, und schäumet und knirschet mit den Zähnen", welche Beschreibung ganz mit der Epilepsie übereinstimmt; endlich aber wurde die Krankheit auch wohl häufig simulirt, um Aufsehen zu erregen, oder sich drohenden Strafen zu entziehen, wie David that[188]). Die Entstehung dieser Krankheit, welche den Körper und die Seele zugleich angriff, leiteten die Juden von dem Einflusse böser Geister her, da sie gewohnt waren, alles Wunderbare der Natur, dem Dienste der Engel des höchsten Gottes zuzuschreiben, was auch Lindinger[189]) mit folgenden Worten bestätigt: „Judaeis usitatissimum erat, morbos quosdam, praesertim, quibus vel corpus distortum, vel mens turbata erat, malis spiritibus attribuere, eorumque magistri edunt et exponunt, spiritum malum esse incommodam valetudinem." Ja Christus selbst huldigte diesem Glauben des jüdischen Volkes, und war der Meinung, daß die Krankheiten von der Macht des Satans herrührten[190]). Wir finden in der heiligen Schrift mehrere deutliche Spuren von einem höheren neidischen Wesen, welches die Menschen bei Gott verdächtig macht, anklagt, ihnen zu schaden sucht, und ihnen

185) Ev. Matth. C. 17. V. 15. 18.
186) Ev. Lucas. C. 9. V. 39 — 42.
187) Ev. Marcus. C. 9. V. 17.
188) 1. Buch Samuelis. C. 21. V. 13.
189) Lindinger, de veterum Ebraeorum arte medica. p. 133.
190) Ev. Luc. C. 13. V. 11. u. 16.

die Entschlüsse eingiebt[191]); und wodurch der Tod in die Welt gekommen ist[192]). Ein palästinischer Schriftsteller erzählt von einem bösen Geiste Asmodi[193]), welcher in eine Braut verliebt war, und sieben Männer von ihr bereits getödtet, aber über diejenigen keine Gewalt hatte, welche nicht aus Wollust heirathen; und durch Räuchern mit einer Fischleber auf glühenden Kohlen vertrieben werden konnte. Der böse Geist, welcher die Menschen mit Krankheiten schlug[194]), und auch moralische Uebel hervorbrachte, regierte jedoch nur während eines gewissen Zeitraums, alsdann wurde er vom guten Princip, besiegt, und Alles wieder gut, was eben diese Lehre den Juden besonders annehmungswürdig machte. Von einer besonderen Heilmethode gegen diese dämonischen Krankheiten, ist außer der speciellen Anwendung der Musik gegen die Krankheit des Königs Saul[195]), und der Anwendung der Fischleber zur Vertreibung böser Geister[196]), in der heiligen Schrift nicht die Rede. Sie redet aber fast nie von sogenannten Besessenen, ohne durch einen Zusatz, welcher sich auf eine Krankheit bezieht, die Art des Besessenseins näher zu charakterisiren[197]); daher Gruner[198]) die Meinung rechtfertigt: daß besessen sein, und krank sein, Teufel austreiben, und Krankheiten heilen vollkommen gleichgeltend, und es zu den Zeiten der Evangelisten allgemeiner Sprachgebrauch gewesen sei, beide Redensarten in gleichem Sinne gelten zu lassen; wie sie auch von Christus[199]) selbst zugleich gebraucht worden, um eine durch

---

191) Buch Hiob. C. 1. V. 8 — 22.
192) Weisheit Salomon. C. 1. V. 13 — 16.
193) Buch Tobias. C. 3. V. 18. u. C. 15. V. 20.
194) Ibid. C. 2. V. 7. 1. Buch Samuelis C. 16. V. 14.
195) 1. Buch Samuelis. C. 16. V. 14.
196) Buch Tobias. C. 6. V. 15.
197) Ev. Marc. C. 9. V. 17. — Ev. Luc. C. 17. V. 18.
198) Gruner Commentatio de daemoniacis etc. Jenae. 1775.
199) Ev. Luc. C. 13. V. 32. — Ev. Matth. C. 17. V. 18.

die andere gleichsam zu erläutern und genau zu bestimmen. Die von Jesu, durch seine ihm inwohnende göttliche Kraft vollbrachten Heilungen, nicht allein der sogenannten dämonischen, sondern auch mancherlei anderer schweren, fast unheilbaren Krankheiten [200]), so wie die Worte des Evangelisten Lucas [201]): „Alles Volk begehrte, ihn anzurühren, denn es ging Kraft von ihm, und er heilte sie Alle," erinnert uns an die Wirkungen des animalischen Magnetismus, der ja schon früher bekannt war, und seinen Ursprung im graueſten Alterthume hat; denn die alten griechischen Orakel der Vorzeit, und der heilende Tempelschlaf der egyptischen Priester zu Memphis, waren offenbar nichts anders, als bloße Folgen eines, in höchster Vollkommenheit entwickelten magnetischen Zustandes, welche die mit der Heilkunde allein vertrauten Priester zur Heilung von Krankheiten benutzten. Auch die von Jesu durch Handauflegung bewirkte Wiederbelebung eines scheintodten Kindes [202]); so wie die Heilung einer Frau [203]), „welche 12 Jahr den Blutgang gehabt, alle ihre Nahrung an die Aerzte gewandt, und von Niemand geheilt werden konnte"; und endlich die Heilung einer andern [204]), welche 18 Jahr an einer, wahrscheinlich aus Lähmung entstandenen Krümmung des Rükkens gelitten hatte, so daß sie sich gar nicht aufrichten konnte, erinnern unabweislich an die belebende Kraft des animalischen Magnetismus. Wenn durch die Einwirkung desselben aber so lautere und große Erfolge herbeigeführt werden sollen, so gehört dazu auch eine so intellectuelle, geistige und körperliche Lauterkeit und Reinheit, wie sie Christus einzig besaß; wogegen die in neuerer Zeit bekannt gewordenen Gesner'schen Ku-

200) Ev. Matth. C. 4. V. 24. — C. 17. V. 20.
201) Ev. Lucas. C. 6. V. 19.
202) Ev. Lucas. C. 8. V. 4.
203) Ibid. C. 8. V. 43.
204) Ibid. C. 13. V. 11 — 16.

ren zu Regensburg, die Wundercuren en gros des Richter zu Royn bei Liegnitz, und des Wunderthäter Grabe[205]), in ihren wichtigen Erfolgen, als mystisches Unwesen, oder planmäßige Charlatanerie erscheinen.

§. 22.

„Senectus ipsa est morbus“[206]).

In diesem Sinne möge hier als Schlußbetrachtung, die ausgezeichnet schöne, allegorische Beschreibung des Königs Salomo von den Beschwerden des Alters folgen, welche auch Mead[207]) unter die biblischen Krankheiten mit aufgenommen, und in seiner Weise commentirt hat.

Prediger Salomo. C. 12. V. 1 — 7.

„Gedenke an den Schöpfer in deiner Jugend, ehe denn die bösen Tage kommen, und die Jahre herzutreten, da du sagen wirst: sie gefallen mir nicht; ehe denn die Sonne und das Licht, Mond und Sterne finster werden, und Wolken wieder kommen nach dem Regen; wenn die Hüter des Hauses zittern, und die Starken sich beugen, und die verminderten Mühlen müssig stehen; wenn's denen, die durch die Oeffnungen schauen, dunkel wird; wenn die äußeren Thüren verschlossen werden, und die Mühle wenig gehört wird; und mit dem Gesang des Vogels aufgestanden wird; wenn die Töchter der Musik leer stehen; wenn Höhe und Anstoßen auf den Wegen gefürchtet wird; wenn der Mandelbaum blühet; und die Heuschrecke zur Last wird; das Verlangen nach Genuß vergeht; und der Mensch in sein ewiges Haus einkehrt; und die Klagenden auf der Gasse einhergehen; ehe denn die silberne Kette abgerissen, das goldene Giesfaß zerdrückt, der Eimer bei der Quelle zerbrochen, und das Rad am Born zertrümmert wird; und der Staub wieder,

205) W. Hufeland. l. c. 59. Band. 6. Stück. p. 47.
206) Terent. Phorm. Act. IV. sc. I. V. 9.
207) R. Mead. l. c. cap. VI.

wie er war, zur Erde zurückkehrt; der Geist aber zu Gott kommt, der ihn gegeben hat."

Salomo beginnt seine Darstellung der Beschwerden des Alters, mit der Abnahme der Seelenkräfte, und zieht Sonne, Mond und Sterne in seine Allegorie, indem er sagt: „die Sonne und das Licht, Mond und Sterne werden finster"; womit er andeuten wollte, daß die Lebhaftigkeit und Klarheit der Vorstellungen im Alter schwächer wird, und mit der geringeren Uebung der Geisteskräfte, auch der Verstand, der nur mit Hülfe der Einbildungskraft und des Gedächtnisses bestehen kann, abnimmt. Weisheit und gute Einsicht heisen in der heiligen Schrift öfters Licht[208]), daher wird auch Gott der Vater der Lichter genannt[209]), und auch Cicero[210]) sagt sehr schön: „quasi quaedam (ratio) lux lumenque vitae"; mit Finsterniß bedeckt werden, und blind sein hingegen, wird in der heiligen Schrift[211]) von denen gesagt, welchen die Erkenntniß der Dinge entzogen wird. Daß Salomo nicht etwa unter Finsterwerden der Lichter, die Abnahme des Gesichts habe verstehen wollen, geht daraus hervor, daß bald nachher die Fehler des Gesichts ebenfalls für sich angeführt werden, und doch nicht anzunehmen ist, daß er einerlei Gegenstand zweimal habe sagen wollen.

Mit dem hierauf folgenden Gleichniß: „Wolken kommen wieder nach dem Regen," sollen die Sorgen und Beschwerden angedeutet werden, die im Alter eine auf die andere folgen; wie in nassen, den Wettern unterworfenen Gegenden, immer wieder, wenn die Wolken schon erschöpft zu sein scheinen, andere darauf folgen, und die Tage trüben. Diese Beschwerden aber werden immer heftiger, je weniger das Gemüth im Alter Kraft hat, sie zu tragen und abzuwenden.

---

208) Buch Hiob. C. 18. V. 5.
209) Epistel St. Jacobi. C. 1. V. 17.
210) Cicero. Academ. quaest. IV. 8.
211) Ev. Matth. C. 6. V. 23. 1. Joh. C. 2. V. 11.

Nun geht Salomo von der Seele zum Körper über, indem er sagt: die Hüter des Hauses zittern", und „die Starken beugen sich." Die oberen Glieder des Körpers werden hier „die Hüter des Hauses", und „die Starken" die Füße genannt, weil jene die Bestimmung haben, den Körper (das Haus) zu beschützen, und diese, ihn zu tragen. Weil im Alter durch die Consumtion der Lebenskräfte, die Säfte sich verringern, und die Fasern trockener und unbrauchbarer werden, so tritt Zittern der Arme, „der Hüter des Hauses" ein, gleichzeitig verlieren die Füße, „die Starken", ihre Behendigkeit, und sind nicht mehr im Stande, ihre Last zu tragen, sondern wanken und beugen sich.

Eine eben so gewöhnliche Erscheinung im Alter ist das Ausfallen der Zähne, oder sie werden stumpf, abgenutzt, und sind nicht mehr geeignet, harte Speisen zu zermalmen, welches mit dem Gleichnisse bezeichnet wird, „die verminderten Mühlen stehen müßig."

Hierauf vergleicht er die Fehler der Sinne, von denen das Alter befallen zu werden pflegt, und beginnt mit denen des Gesichts, indem er sagt: „denen die durch die Oeffnungen schauen, wird's dunkel", womit die Abnahme der Schärfe der Sehkraft, eine der gewöhnlichsten Beschwerden des Alters, angedeutet wird, und wovon es im hohen Alter nur seltene Ausnahmen giebt. Moses wird als ein solches Beispiel unter den Juden nahmhaft gemacht, bei dem sich die Sehkraft ungeschwächt bis ins hohe Alter erhalten hat [212]).

Nun folgen die Fehler des Geschmacks, welche er mit den Worten schildert: „die äußeren Thüren werden verschlossen, und die Mühle wird wenig gehöret." Die Lippen werden hier „die äußeren Thüren" genannt, welche den Geschmackssinn wegen verminderter Eßlust im Alter verschließen, die ihren Grund theils in schwächlicher Verdauung, und theils in der

212) 5. Buch Moses. C. 34. V. 7.

Abnahme der Lebenskraft überhaupt hat; und weil die Zähne im Alter fehlen, die Speisen daher mit geringerem Geräusche, blos vermittelst der Kiefern zermalmt werden, sagt er: „die Mühle", (das Geräusch der Kiefern), wird wenig gehört."

„Es wird mit dem Gesang des Vogels aufgestanden", soll die Schlaflosigkeit der Alten andeuten, welche mit dem ersten Hahnenschrei wach sind. Wie der gesunde Schlaf im normalen Zustande, während des intensiven Lebens, durch die Verminderung der Action des Cerebralsystems und Vermehrung der damit im Antagonismus stehenden Thätigkeit der Nutritionswerkzeuge im Gangliensystem begründet wird [213]), so ist die Schlaflosigkeit im Alter die unmittelbare Folge der verminderten Eßlust, und des aufgehobenen Gleichgewichts in dem bestimmten Wechsel dieser antagonistischen Thätigkeiten zwischen dem Cerebral- und Gangliensystem; daher alte Leute kürzer und unterbrochener, mehr von Träumen untermischt schlafen, weil sie wegen geringerer Lebensconsumtion und Stoffwechsel weniger Erholung bedürfen. Sehr passend ist daher von Salomo die Schlaflosigkeit hier nächst der Betrachtung über die verminderte Eßlust der Alten eingeschaltet worden.

Wie das Gesicht und der Geschmack mit dem hereinbrechenden Alter abnehmen, so ist dies auch mit dem Gehör der Fall, das bei alten Leuten mit der allgemeinen Abgestumpftheit des Nervensystems oft ganz und gar schwindet, welches Salomo mit den Worten hat ausdrücken wollen: „wenn die Töchter der Musik leer stehen." Mit diesen Worten hat es ihm gefallen die Ohren zu bezeichnen, die, da sie „leer stehen", weder den Klang der Rede, noch den Schall der Töne empfinden. Eben so klagt auch in der jüdischen Geschichte der achtzigjährige Barsillai [214]), über den Verlust des Geschmacks und des Gehörs, mit den Worten: „Wie sollte ich schmecken,

213) Reil, Archiv für die Physiologie. Bd. VII. S. 244.
214) 2. Buch Samuelis, C. 19. V. 35.

was ich esse oder trinke, oder hören, was die Sänger oder Sängeringen singen?"

Auf die Mängel des Gehörs folgen die Schwachheiten des Gefühls, welche mit den Worten ausgedrückt werden: wenn Höhe und Anstoßen auf den Wegen gefürchtet wird." Es ist einleuchtend, daß der scharfsinnige Salomo den Nutzen des Gefühls, zum Schutze des Körpers gegen mancherlei äußere Unfälle, und zur Abwehr derselben genau gekannt, und hiermit hat andeuten wollen. Auch Cicero[215]) sagt in gleichem Sinne: „Tactus autem toto corpore aequaliter fusus est, ut omnes ictus, omnesque nimios et frigoris et caloris appulsus sentire possemus." Zur Wahrnehmung und richtigen Leitung dieser sinnlichen Gefühle, welche ihre Grundlage im ganzen Umfange des Körpers haben, gehört aber eine permanente und allgemeine Gesundheit des Körpers, ohne welche die kreisenden Actionen im Nervensystem, welche zur Hervorbringung der körperlichen Gefühle wirksam sind, nicht gehörig vermittelt werden können[216]); daher im Alter mit der Abnahme der Nerventhätigkeit überhaupt, auch das Gefühlsvermögen geschwächt wird, weshalb auch Salomo in diesem Sinne, das Straucheln und Anstoßen auf unebenem Wege, als eine Beschwerde des Alters schildert, welche ihm als eine natürliche Folge der zunehmenden Schwäche der Glieder erschien.

Die Abnahme des Geruchs bei alten Leuten, wird eben so schön als kurz mit den Worten angedeutet: „wenn der Mandelbaum blüht." Die Blüthezeit des Mandelbaums erklärt dieses Gleichniß, welche Plinius[217]) mit den Worten angiebt: „Floret prima omnium amygdala, mense Januario"; weshalb Salomo alte Leute als solche betrachtet, welche in einem immerwährenden Winter leben, und die angenehmen

---

215) Cicero, de Natura Deorum. lib. II. c. 56.
216) Reil, Rhapsodieen etc. Halle. 1803. p. 156.
217) Plinius. l. c. lib. XVI. §. 42.

Gerüche des Frühlings, welche aus den Pflanzen und Blumen emporsteigen, nicht mehr genießen können. Sehr unpassend sind von Einigen die Blüthen des Mandelbaums auf die grauen Haare des Alters bezogen worden, da doch dieselben nicht weiß, sondern roth sind, auch graue Haare nicht immer als ein sicheres Kennzeichen des Alters anzusehen sind, weil, wie mehrere Beispiele beweisen, man sie auch in der Jugend antrifft [218]). Ueberhaupt aber ist es kaum glaublich, daß der weise Schriftsteller, nachdem er in dem Vorhergehenden die Mängel von vier Sinnen, auf eine so schöne und allegorische Weise beschrieben hat, den fünften ganz und gar habe mit Stillschweigen übergehen wollen.

Von den Fehlern der Sinne geht er nun zu den Krankheiten des Körpers über, womit das Alter gemeinhin beschwert zu sein pflegt, und mit den Worten: „wenn die Heuschrecke zur Last wird", vergleicht er ein bei alten Leuten sehr häufiges Uebel, den Bruch. Warum gerade dieses Gleichniß gewählt worden, erklärt sich hauptsächlich dadurch, daß die Heuschrecke ein garstiges ungestaltes Thier ist, welche, besonders wenn sie Eier trägt, fast ganz allein aus Bauch besteht; daher sie von Salomo als Bild gebraucht worden, den Hodensack, wenn er von einem Bruche der einen, oder andern Art ausgedehnt ist, vorzustellen. Man ersieht übrigens aus mehreren Stellen der heiligen Schrift, daß die Verfasser derselben, in Rücksicht auf die Bezeichnung der Schaamtheile, wie Salomo selbst in seinem Hohenliede, äußerst schamhaft waren, alle unehrbaren Worte gern vermieden, und lieber eine Allegorie zu deren Bezeichnung wählten.

Daß bei einer solchen Verbildung der Geschlechtstheile „das Verlangen nach Genuß vergehe", ist eben so natürlich als verständlich, und bezieht sich auf den Genuß der Liebe, im Sinne und nach den Worten Ovid's: „Turpis senilis amor!"

---

218) Dict. des Sciences médical. T. V. p. 502. — T. 43. p. 504.

Wenn im Alter die Muskeln und Bänder ihre Kraft verlieren, den Körper aufrecht zu tragen, so beugt er sich zur Erde nieder, und es entsteht die Krümmung des Rückgrats, eine der gewöhnlichsten Beschwerden des Alters, welche durch „das Abreißen der silbernen Kette" angedeutet wird. Die einzelnen Wirbel des Rückgrats gleichen sehr wohl den Gliedern einer Kette, welche von den erschlafften, silberweißen Bändern im Alter nicht mehr gehörig zusammengehalten werden, und sich daher krümmen. Ob Salomo aber von den Bändern, oder dem sich durch die Wirbel hinziehenden Strang des Rückenmarks, den Ausdruck „silbern" entlehnt habe, muß dahin gestellt bleiben; wahrscheinlich ist es jedoch, daß er diese Theile an Thieren gekannt habe, da die Zergliederungskunst menschlicher Leichname, zur Zeit seiner Regierung, 1019 — 980. v. Chr. Geb. selbst bei den Egyptern, mit denen er in großem Verkehr stand, noch nicht so weit gediehen war.

Schwieriger aber als alle vorhergehenden, ist die Deutung der folgenden, räthselhaften Gleichnisse: „ehe denn das goldene Giesfaß zerdrückt; der Eimer bei der Quelle zerbrochen; und das Rad am Born zertrümmert wird." Es ist indeß wahrscheinlich, daß der verständige Salomo, nachdem er in dem Vorhergehenden die Fehler der Sinne, und die Krankheiten der festen Theile des Körpers im Alter geschildert hat, in diesen drei Gleichnissen die hervorstehendsten und häufigsten krankhaften Zustände der Säfte, oder der flüssigen Absonderungen des Körpers habe andeuten wollen, worauf sich auch Mead's [219]) Andeutung zu beziehen scheint, nach welcher Salomo das im Alter häufigere und daher beschwerliche Abtröpfeln der Feuchtigkeit aus dem Kopfe in die Nase, mit dem Auslaufen des Wassers aus einer zerbrochenen Flasche oder Gießkanne verglichen; und die Bezeichnung „golden" von der Würde des Hauptes abgeleitet habe. So verschieden auch der von Mead,

219) Mead. l. c. p. 53.

aus der lateinischen Bibelübersetzung des Sebastian Castellio, entlehnte Ausdruck: „goldenes Gießfaß", von der von Luther gebrauchten Bezeichnung: „güldene Quelle" ist, so scheint damit doch ein und derselbe Gegenstand gemeint zu sein.

Mit dem folgenden, eben so räthselhaften Gleichnisse: „der Eimer wird bei der Quelle zerbrochen", soll der, im Alter große Beschwerde verursachende, unwillkührliche Abfluß des Harns, (Incontinentia urinae) wegen Erschlaffung der Sphinkteren der Blase, welche Salomo mit einem Eimer verglichen, angedeutet werden.

Wie die bisherigen Gleichnisse nur die Beschwerden einzelner Körpertheile betrafen, so deutet das dritte, „wenn das Rad am Born zertrümmert wird", den Untergang des ganzen Körpers an, und soll sich auf die Hemmung des Blutumlaufes, und den daraus im Alter so häufig entstehenden Schlagfluß beziehen; denn wenn die Alten auch den Kreislauf des Blutes nicht kannten, so mußten sie doch wissen, daß sich dasselbe im Körper hin und her bewege, weshalb Salomo das Herz, und die daraus hervorgehende Bewegung des Bluts, mit einem nach alter Weise gestalteten Born oder Quelle mit einem Räderwerk verglich, der alsdann unbrauchbar wird, sobald „das Rad am Born" zertrümmert ist, womit er den Stillstand der Blutcirculation hat andeuten wollen.

Das Ende des menschlichen Lebens schildert Salomo mit den Worten: „wenn der Mensch in sein ewiges Haus einkehret, und die Klagenden auf der Gasse einhergehen, und der Staub wieder, wie er war, zur Erde zurückkehret, der Geist aber zu Gott kommt, der ihn gegeben hat"; womit er das Grab, das Ende aller Leiden, bezeichnet, und der Unwissenheit derer, welche geglaubt, die Seele sterbe zugleich mit dem Körper ab, begegnen und ihnen die Unsterblichkeit der Seele zeigen wollte.

Sechshundert Jahre nach Moses finden wir hier bei Salomo, der über sein Zeitalter erhaben war, die erste Andeutung von dem Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, der durchaus

kein Dogma des Mosaismus war[220]). Die alten Hebräer bezeugten ihren Todten nur einen sehr geringen Grad von persönlicher Verehrung, und ließen die öffentliche Trauer von eigends dafür bezahlten Weibern und Todtenbestattern halten, die alsdann auf einige Zeit für unrein erklärt wurden, und besonders gereinigt werden mußten. Dies war eine Folge der Mosaischen Verordnungen[221]), wonach ausdrücklich die Berührung der Todten verboten war; daher auch der Gebrauch der raschen Beerdigung, vor Ablauf des Sterbetages, herrühren mag, der sich, zu großer Ungebühr, bis auf die heutige Zeit bei ihnen erhalten hat.

---

220) Buch Hiob. C. 14. V. 14.
Ibid. C. 10. V. 21. 22.
221) 4. Buch Moses. C. 19. V. 13.

I.

Nekrologische Notiz über Astley Cooper.

(Hierzu das Bildniß.)

Baronet Astley (Paston) Cooper, Englands größter Wundarzt nach John Hunter, war am 23. August 1768 in Brooke, einem kleinen Orte in der durch Flachheit und feuchtes Klima an Holland erinnernden östlichen Seeprovinz Norfolk, geboren, als der jüngste Sohn eines dortigen Rectors oder Oberpfarrers, Samuel Cooper. Seine Mutter war die bekannte Verfasserin eines seiner Zeit beliebten Romans: „the exemplary mother.“ Als erste Ahnung seines künftigen Berufs pflegte Cooper in spätern Jahren oft folgende Anekdote aus seiner Kindheit zu erzählen: ein Knabe in seinem Geburtsort hatte sich bei einem Sturz vom Wagen die Femoralarterie verletzt und Verblutung binnen wenigen Minuten stand zu besorgen; da machte der kleine Cooper aus seinem Sacktuch eine Aderpresse und applicirte sie mit solchem wissenschaftlichen Instinct auf den verwundeten Schenkel, daß der Blutfluß gestillt wurde. Die Freude, auf diese Weise ein Menschenleben gerettet zu haben, erfüllte Cooper, wie er sich ausdrückte, mit einer „fast romantischen Sehnsucht“ Chirurg zu werden. In seinem 15. Lebensjahre kam er daher zuerst in Yarmouth bei einem Manne

in die Lehre, der die Gewerbe eines Apothekers und chirurgischen Routiniers mit einander verband, bald darauf aber, im Jahr 1784, begann er unter seinem berühmten Oheim S. Cooper, Wundarzt am Guy's-Hospital in London, und dann unter dem trefflichen Cline am St. Thomas-Hospital mit unermüdlichem Eifer das eigentlich wissenschaftliche Studium seines Fachs in allen seinen Zweigen. Nachdem er im Jahre 1787 auf einige Zeit die medicinische Schule in Edinburg besucht, ward er bei seiner Rückkehr nach London zuerst als Prosector und dann als Hülfslehrer der Anatomie und Chirurgie neben Herrn Cline angestellt. Bald darauf ward er Wundarzt am Guy's-Hospital und erwarb sich großes Verdienst um die Vereinigung der Wundärzte des Guy's- und Thomas-Hospitals zu einer gemeinschaftlichen chirurgischen Lehranstalt, School of the united hospitals genannt, wo er am Unterrichte thätigen Antheil nahm, und der er auch später seine herrliche pathologische Sammlung schenkte. Hier legte er den Grund zu seinem Ruf und seinem Glück. Wiewohl sein Lehrvortrag formell nicht ausgezeichnet zu nennen war, wuchs die Zahl seiner Zöglinge von 50 bis 400 an. — Im J. 1792 besuchte er Paris, um Desault und Chopart im Hôtel-Dieu zu hören. Dupuytren stellte ihn Ludwig Philipp, damaligem Herzog von Orleans, vor, der ihm später das Kreuz der Ehrenlegion verlieh. Auch ward er zum Ehrenmitglied des französischen Nationalinstituts ernannt. — Im J. 1792 begann er in London seine Stadtpraxis, die ihm sein ungeheures Vermögen erwarb. Daneben setzte er seine Vorlesungen über Chirurgie am Thomas-Hospital bis zum Jahre 1826 fort. Als Thomas Wakley, der Herausgeber der Lancet, diese seine Vorlesungen über die Grundsätze und Ausübung der Chirurgie von Tachygraphen ohne Cooper's Wissen und Willen nachschreiben und in der Lancet veröffentlichen ließ, gestattete C. dem Schwiegersohne seiner ersten Gattin (die früher verwittwet war) F. Tyrrel eine neue Herausgabe zu veranstalten. Zehn Jahre später

(1835) erschienen auch seine chirurg. therapeut.-prakt. Vorlesungen, von Alex. Lee edirt. Beide Werke sind ins Deutsche übersetzt worden. Außerdem gab er einen Curs über vergleichende Anatomie am „Royal College of Surgeons," zu dessen Präsidenten er im Jahre 1836 ernannt worden. Es soll und kann hier nicht der Ort sein, alle seine zahlreichen praktischen Schriften aufzuzählen, oder auch nur ihre Titel hier aus Callisen's medic. Schriftsteller-Lexicon (Bd. IV. S. 318—331.) abzuschreiben. Unsere Leser wissen, daß es fast keinen Theil der Chirurgie giebt, um welchen sich nicht C. wesentlich verdient gemacht, und über welchen er sich nicht auch ein halbes Jahrhundert lang in selbstständigen Werken, wie in den Philosophical Transactions, in den medic. chir. Transactions und andern englischen medic. Zeitschriften verbreitet hat, da fast alle seine Schriften auch ins Deutsche und Französische übersetzt worden sind. Wenige Chirurgen haben gleich ihm so früh es verstanden, ihrem medico-chirurgischen Lehren und Handeln eine physiologische Unterlage zu geben, und in akiurgischer Beziehung mit der größten Kühnheit eine seltene Geschicklichkeit und Besonnenheit zu verbinden. Daher konnte er denn wohl auch im J. 1823 wagen, was kein Wundarzt vor ihm gethan und schwerlich ihm je Einer nachmachen wird, bei einem in jedem Augenblick vom Tode bedrohten Individuum in Folge einer Pulsadergeschwulst des Unterleibes in der nächsten Nähe des Herzens die Aorta abdominalis zu unterbinden. Er war es ferner auch, der zuerst die Carotis communis unterband und überhaupt alle große Arterien zu unterbinden unternahm, weil er die Ressourcen der Natur durch die Anastomosen wissenschaftlich erfaßt hatte. C. war es aber auch, der schon 1792 durch die Unterbindung des Ductus thoracicus bei Hunden und das 3 Stunden nach einer tüchtigen Fütterung erfolgte Berſten des Receptaculi chyli die Schnelligkeit der Chylification und manche andere wichtige physiologische Folgerungen nachwies; der ferner die Durchbohrung des Trommelfells ge-

gen die Schwerhörigkeit in Anwendung brachte und die Wichtigkeit der Tuba Eustachii für das Gehör klarer machte, der zuerst zeigte, daß die Spina bifida durch die Auslassung des Fluidi aus der Tunica arachnoidea tractabler sei, der die entschiedensten Verdienste um die Lehre von den Hernien, von den Fracturen und den Luxationen hat (Vergl. Bernstein's Geschichte der Chirurgie B. II.), der über die Structur und Krankheiten der Testikel so viel Licht verbreitet hat, dessen Forschungen über die Thymus zu allen Zeiten werthvoll bleiben werden, der zuerst lehrte, daß es Fälle von Urinverhaltung gebe, in denen man besser die Pars membr. Urethrae als die Blase punctire, und der sich noch erst im vorigen Jahre mit seinem Prachtwerke: „On the Anatomy of the Breast" unvergängliche Lorbeern in den großen Kranz seines verdienten Ruhmes geflochten hat. Wie wenig er bei seinen schriftstellerischen Arbeiten auf Geldgewinn sah, vielmehr rein das Interesse seiner Lieblingswissenschaft dabei im Auge hatte, dafür zeugt der Umstand, daß er den Preis seiner größten und kostspieligsten Werke, namentlich des über Brüche (1804), so niedrig stellte, daß ihm durch den Verkauf seine Kosten nicht gedeckt wurden. — Die Nekrologisten in den Londoner Blättern stimmen auch alle darin überein, daß der Verstorbene mitten in seinem für die physischen Leiden der Menschheit zuweilen abstumpfenden Berufsgeschäfte sich ein weiches Mitgefühl bewahrte und im menschlichen Herzen etwas mehr sah als den größten Muskel; daß ferner er, dem der Guineenregen freilich von selbst ins Haus strömte, mit jener galvanischen Erregbarkeit für edlere Metalle, welche den Koryphäen des Ordo gratiosissimus hin und wieder anklebt, wenigstens in seinen gesunden Tagen nicht über Gebühr behaftet war. — Nachdem er bereits im Jahre 1821 die Baronetwürde erlangt, ward er 1827 zum „Sergeant-Surgeon" Georgs IV. ernannt; nicht ohne Mitwirkung zu dieser Beförderung war der parlamentarische Einfluß seines ältern Bruders, dem er seinerseits durch Geldunterstützung bei der Wahl zur

Repräsentation der Grafschaft Norfolk verholfen hatte. Auch half ihm zu seiner Hofanstellung die grobe Manier Abernethy's, welcher Georg IV., der nach ihm schickte, zurücksagen ließ, „jetzt sitze er beim Frühstück." Fast vierzig Jahre lang bezog C. durch seine Praxis eine jährliche Einnahme von 10,000 bis 15,000 Guineen, ja in einigen Jahren stieg sie über 20,000 Guineen. Von früh Morgens an bis in die Nacht war sein Haus von Patienten belagert, und sein anmeldender Diener verdiente an Trinkgeldern jährlich gegen 600 Pf. Man erzählt von einem excentrischen reichen Wirth in der City, welchen C. am Stein glücklich operirte. Um das Honorar befragt, forderte der Arzt 200 Guineen. „Was? 200 Guineen?" sagte der Geheilte, „nehmt fürlieb mit meiner alten Nachtmütze, Sir Astley!" In die Nachtmütze war eine Banknote von 1000 Pf. St. eingenäht. Ein anderer Kranker, den er behandelte, ein gewisser Herr Steer, von welchem er, da er ihn für einen armen Mann hielt, gar keine Bezahlung erwartet hatte, kaufte an der Börse seinem Retter für 3000 Pf. St. Coupons, verkaufte sie wieder mit Profit, und schickte ihm nebst dieser Summe auch noch die Differenz von 62 Pf. 10 Sh.

Ein andermal soll ein reicher Baronet, der sich auf seinem Landgute langweilte, eine Krankheit simulirt und Cooper zu sich haben bescheiden lassen. Cooper kam wie gewöhnlich in glänzender Equipage und mit Dienerschaft, und entdeckte bald, daß die Krankheit seines Kranken seiner Kunst nicht bedürfe. Nach einem zweitägigen Aufenthalte kehrte er nach London zurück; im Begriff in den Wagen zu steigen, wollte ein Diener ihm im Namen des Barons, eine Rolle mit 100 Guineen überreichen. Du irrst dich Freund, sagte der Wundarzt stolz, dir hat dein Herr dies Geschenk machen wollen, und hier hast du noch 25 Guineen von mir dazu. — So reiste er ab. In London angelangt, schickt Cooper dem Baron eine Note für seine Bemühungen und seine mehrtägige Entfernung; sie betrug 2000 Pf. St. Der Baron verweigerte die Zahlung; die

Sache wurde gerichtlich, und der Baron verurtheilt die Summe zu bezahlen. Cooper schenkte sie einem Hospitale.

Der Observer faßt sein Urtheil über den Verstorbenen also zusammen: „Als Docent war Cooper ein geläufiger, wiewohl keineswegs ein correcter Sprecher; als rathgebender Arzt hatte er vielleicht keine, als Operateur nur sehr wenige seines Gleichen. Von Person war C. einer der schönsten Männer seiner Zeit; (1825 erschien schon in Deutschland sein Bildniß, und kürzlich war es in Meyer's Conversations-Lexicon beigelegt), dabei war er aber durchaus menschenfreundlich und hilfreich, und besonders von seinen Schülern angebetet, die er am Krankenbette nicht blos belehrte, sondern auch oft durch humoristische Plauderei erheiterte. „Professor Gibson zu Philadelphia (in s. Sketches of prominent surgeons of London and Paris. Philad. 1839.) sagt von einem Besuch bei C.: Seine Lebhaftigkeit und Gedächtnißtreue, seine Ausdauer und Rüstigkeit im Hospital, sein frisches Aussehen verbergen den Greis. Insbesondere überrascht seine Freundlichkeit gegen Alle — Aerzte, Kranke und Wärter ohne Ausnahme — im Hospitale." Sein einziger Fehler, wenn es einer ist, war seine unbegränzte Hochschätzung seiner Kunst, neben welcher ihm Plato und Aristoteles als arme Tröpfe galten. Als er an seinem Lebensabend den Entschluß gefaßt hatte, die Praxis aufzugeben und auf seinem Landsitz in Herfortshire in Ruhe zu leben, fühlte er sich in diesem unblutigen „diem perdidi" ganz und gar unglücklich, und nachdem er vergebens um Erlaubniß nachgesucht hatte, die Kranken eines benachbarten Armenhauses gratis operiren zu dürfen, hielt er nicht länger aus, und kehrte nach London zu seiner alten Beschäftigung zurück. So erzählt auch der schon vorhin citirte Gibson: „eine Zeitlang vertauschte Cooper das chirurgische mit dem Gartenmesser; aber die Straßen von London nach seinem Landsitze bedeckten sich mit Kranken; und als seine Schaafe, Pferde ꝛc. keinen Gegenstand der Behandlung mehr abgaben, fühlte er sich unbefriedigt und kehrte zum

Hospital zurück." — Er hatte, trotz seines großen Reichthums, immer sehr einfach und frugal gelebt, karg und mitunter geldsüchtig ward er erst in seinen letzten Jahren, als seine Geisteskräfte sehr nachgelassen hatten. Nachdem er längere Zeit am Podagra gelitten, erkrankte er, ohne sich durch seine Lebensweise das eine oder andere dieser gentlemanlichen Uebel zugezogen zu haben, an der Brustwassersucht, an welcher er, noch in den letzten Tagen seines erlöschenden Lebens durch einen freundlichen Gruß von seinem ebenfalls erkrankten vieljährigen Gönner, dem Herzog v. Wellington, erfreut, am 12. Febr. ruhig u. ergeben gestorben ist. Sein Vermögen geht größtentheils auf seine Schwestersöhne Aston Key und Bransby Cooper, beide auch Wundärzte am Guy's-Hospital, über, da ihm aus zweien Ehen keine Kinder am Leben geblieben sind. Herr B. Cooper hat das Testament seines Onkels bekannt gemacht. Sein baarer Nachlaß betrug 80,000 Pfund Sterl. (600,000 Thaler). Ein silbernes Kästchen, Geschenk des Königs Georg IV., ein großer silberner Korb, Geschenk des Königs Wilhelm IV., sein Bild, gemalt von Sir Thomas Lawrence, seine Instrumente und Bücher vermachte er seinem Neffen Bransby Cooper. Nach dem Tode des Letzteren soll sein Bild entweder dem Guy's-Spitale oder dem College of Surgeons zufallen. Außerdem hat er 6 Preise gestiftet, die jährlich an diejenigen jungen Aerzte vertheilt werden sollen, die bestimmte aufgegebene Themata am besten bearbeitet haben.

II.

Kurt Sprengel.

Kurt Sprengel wurde den 3. August 1766 zu Boldekow bei Anklam geboren. Dort war sein Vater, ein sehr kenntnißreicher und auch mit den Naturwissenschaften befreundeter Mann, Prediger; seine von ihm zärtlich geliebte Mutter war eine Schwester des berühmten Joh. Chr. Adelung. Seines Vaters Bruder war Chr. Konrad Sprengel (geb. 1750, gest. 1816), Rector in Spandau, der sich als Verfasser der bekannten Schrift: „das entdeckte Geheimniß der Natur im Bau und in der Befruchtung der Blumen, Berlin, 1793. 4." einen geachteten Namen und die Ehre erwarb, daß Sir J. E. Smith einer schönen neuholländischen Pflanzengattung die Benennung Sprengelia gab. Es erscheint bedeutungsvoll, daß für das Studium der Sprachen und der Pflanzen, welches unser Sprengel später mit gemeinschaftlicher Liebe umfassen sollte, er die Vorbilder in seinen beiden Oheimen fand. Den Unterricht des lernbegierigen Sohnes übernahm der Vater, der ihn selbst in den orientalischen Sprachen so weit förderte, daß der Knabe es wagen durfte, die griechischen Perikopen ins Hebräische zu übersetzen. Im Arabischen wurde er sein eigner Lehrmeister; binnen sechs Monaten hatte er es mit Hülfe einer kleinen Grammatik und eines Wörterbuchs dahin gebracht, das arabische Evangelium Matthäi vollkommen lesen

und grammatisch erläutern zu können. Mit diesem häuslichen Fleiße verbanden sich Beschäftigungen und Studien in der freien Natur, geweckt und genährt durch die angestammte Liebe zur Botanik. Damals schon regte sich das Schriftsteller- und Lehrer-Talent, als Sprengel für eine jüngere Schwester, die ihm bei seinen Wanderungen durch Wiesen und Wälder Gesellschaft leistete, bereits in seinem vierzehnten Jahre eine „Anleitung zur Botanik für Frauenzimmer" entwarf. Siebzehn Jahre alt, übernahm er eine Hauslehrerstelle bei einer angemessenen Familie in der Nähe von Greifswald, unablässig dabei mit seiner wissenschaftlichen Ausbildung beschäftigt, für welche der Unterricht des Vaters längst aufgehört hatte hinreichend zu sein. Als er nach zwei Jahren diese Stelle aufgab, sollte er sich auf einer Universität zu seiner künftigen Bestimmung vorbereiten und hiezu das Studium der Theologie in Verbindung mit Medicin wählen. Aber noch ehe dies geschah, hatte er vor dem Consistorium in Greifswald ein Examen bestanden, und ein so günstiges Zeugniß erhalten, daß ihm sogar zu predigen erlaubt worden war. In seinem 19. Jahre begann er seine akademische Laufbahn in Halle, wo er das Studium der Theologie bald aufgab, um unter Meckel, Goldhagen, Kemme u. s. w. sich ganz der Medicin zu weihen. Schon 1787 erwarb er sich durch seine Inauguraldissertation Rudimenta nosologiae dynamicae, die Doctorwürde, und beschäftigte sich hierauf noch eine Zeitlang als Famulus des durch mehrere Schriften bekannten Dr. Daniel mit der praktischen Medicin. Bald aber fand sich die Gelegenheit ihn in die Bahn zu bringen, die er seitdem mit unablässigem Eifer verfolgt hat. Aufgefordert von dem Professor Bertram, welcher damals die „Neuen literarischen Nachrichten für Aerzte, Wundärzte und Naturforscher" herausgab, hatte Sprengel eine Beurtheilung der eben erschienenen Uebersetzung des Hippokrates von Grimm verfaßt, doch nicht erwartet, sie honorirt und abgedruckt zu sehen, was zu seiner höchsten Ueberraschung der Fall war. Von

nun an wurde er einer der thätigsten Mitarbeiter an jener Zeitschrift, und von 1787 — 89, wo sie endete, der alleinige Herausgeber. Zugleich trat Sprengel bei der Universität als Docent der gerichtlichen Medicin und Geschichte der Medicin auf, und wurde 1789 außerordentlicher Professor. Mit großem Beifall las er Semiotik und Pathologie, letztere unausgesetzt bis zum J. 1817, seit welcher Zeit er überhaupt mehr botanische als medicinische Vorlesungen hielt. 1795 wurde er ordentlicher Professor mit 50 Thalern (!) Gehalt, welcher jedoch 1797, als er die Professur der Botanik erhielt, um 400 Thaler erhöht, und späterhin, als er 1803 einen Ruf nach Marburg an Baldinger's Stelle, 1809 nach Dorpat, und 1812 nach Willdenow's Tode nach Berlin abgelehnt hatte, ansehnlich verbessert wurde. So wurde er der Universität Halle erhalten, und neun Lustra hindurch hat sie das Glück genossen, ihn zu ihren ersten Zierden zu rechnen, und seiner ungeschwächten Thätigkeit und seines Ruhmes sich zu erfreuen.

Sprengel war, was zu werden die neuere Zeit kaum einem Andern wieder gestatten durfte, ein Polyhistor im besten Sinne des Wortes. Die Polymathie, nach welcher zu streben in unseren Tagen schon Verdacht oder Tadel erregt, wurde ihm, weil er sie wirklich besaß, verziehen und zum Gegenstand der Bewunderung. In allen Fächern des menschlichen Wissens war er bewandert; aber die Medicin und Botanik wurden das Grundeigenthum, dessen Anbauung er zur Aufgabe seines Lebens machte. War es auch ihm versagt, hier Neues auszubeuten, durch glänzende Entdeckungen zu überraschen, und mit der Fackel des Genius in die innersten Tiefen zu dringen, so hat er doch die auf diesen Feldern rechtlich gewonnenen Früchte der Welt nutz- und genießbar gemacht; konnte er auch die Wissenschaft nicht immer bereichern, so hat ihm doch die Literatur unendlich viel zu danken. Und so gehörte Sprengel zu den eifrigsten Lehrern und fruchtbarsten Schriftstellern seiner Zeit. Wer die lange Reihenfolge seiner Schriften übersehen will, möge

sie durch Meusel und Andere kennen lernen. Alle, wenn auch nicht wenige davon jetzt nur noch dem Literarhistoriker interessant sind, bezeugen ihres Verfassers seltenen Fleiß, tiefe Gelehrsamkeit und große Geschicklichkeit in der Bewältigung des Stoffes. Seine Geschichte der Medicin wird, trotz mancher einseitigen und nicht unbefangenen Darstellungen, noch lange ihren materiellen Werth behalten, bis das Bedürfniß einer höheren Auffassung durch den Geist, welches eben der aufgespeicherte Stoffreichthum erweckt, dereinst glücklich befriedigt sein wird. In andern Schriften, z. B. in der einst so gepriesenen Pathologie, in den Institutiones medicae u. s. w. lassen die Fortschritte der Wissenschaft uns jetzt Vieles veraltet und mangelhaft, oder in ungenügender Form erscheinen, aber lehrreich, und aus einer nicht gewöhnlichen, den Hausbedarf bei weitem übersteigenden Fülle des Wissens sind sie alle geschöpft. Bei seiner Arbeitsseligkeit wurde Sprengel durch eine wunderbare, um nicht zu sagen verführerische Leichtigkeit, mit welcher er seinen Gegenstand sich aneignete, und durch eine musterhafte Eintheilung der Zeit in hohem Grade unterstützt. So wurde es ihm möglich, auch bei Ueberhäufung mit Berufsarbeiten, Muße zu gewinnen zu manchem erheiternden Thun und sich eine geistige Frische zu erhalten, die ihn bis zum letzten Augenblicke nicht verlassen hat. Das Alter, anstatt seine Thätigkeit zu hemmen, schien ihr einen höhern Schwung zu verleihen; sind ja doch seine Genera plantarum, sein schätzbarer für die Kühn'sche Sammlung besorgter Dioskorides und die neue Ausgabe der Flora Halensis Früchte seiner letzten Lebensjahre! Aber noch Vieles sollte geleistet werden. Mit unermüdlichem Eifer sammelte er Materialien zur Herausgabe des Paul v. Aegina (dessen patmischen Codex Dr. Bouros in einem erst nach Sprengel's Tode eingelaufenen Briefe vergleichen zu lassen versprach), zu kleineren medicinischen Abhandlungen, zu Symbolis in floram Capensem, und zur Bekanntmachung der ihm von der engl. ostindischen Compagnie ge-

schenkten Pflanzen, bei welchen letzteren Arbeiten ihm sein jüngster Sohn hülfeleistend zur Seite stand. Doch nicht bloß am Schreibtische, sondern auch auf dem Lehrstuhl und auf botanischen Wanderungen war Sprengel in seinem Element. Er lehrte gern und eifrig, und liebte es auch außerhalb des Hörsaals seine Ansichten und oft sehr individuellen Meinungen ohne Widerspruch vortragen zu dürfen. Gern ging er unter Andern auf theologische Controversen ein, und gesellte sich hier, bestärkt durch seine früheren Studien und eine unantastbare Ueberzeugung, zu den Freunden der Toleranz und des Rationalismus. Auch wenn man ihm nicht beistimmen konnte, sondern an manchen Paradoxen Anstand nahm, und selbst durch eine zuweilen herbe, abweichende Art verletzt wurde, so mußte man doch stets den Reichthum der Kenntnisse bewundern, mit welchem er jede Unterhaltung zu würzen verstand. Auf botanischen Excursionen im Kreise junger Leute fühlte er sich verjüngt; noch in dem letzten Sommer, wenn eben ihn Krankheitsfälle erschüttert, dienten sie ihm zur Stärkung und Erholung, und von den weitesten Ausflügen, auf welchen ihn, unvergeßlich seinen Schülern, die heiterste Laune begleitete, brachte er das Gefühl der Gesundheit und den lautersten Frohsinn heim. Die Kenntniß der alten und meisten neueren gebildeten Sprachen, zu welchen auch die scandinavischen gehörten, kam ihm nicht nur bei seinen gelehrten Arbeiten trefflich zu Statten, sondern bereitete ihm auch in den Mußestunden unsäglichen Genuß, da er wie die alten Klassiker, so auch die schönwissenschaftlichen Werke der Neuern und Neuesten mit gleichem Antheil las. In den meisten Sprachen, die er verstand, wußte er sich mit Leichtigkeit mündlich und schriftlich auszudrücken; der Verf. dieser Zeilen bewahrt manchen griechischen, lateinischen und italienischen Zettel von ihm auf, vor allen aber einen wenige Wochen vor seinem Tode empfangenen englischen Brief, in welchem er alle Anachronismen und Verstöße gegen die byzantinische Geschichte, welche sich Walter Scott in seinem Court of Paris zu Schul-

den kommen lassen, schonungslos enthüllte. So wenig vermochte die Zeit seine Empfänglichkeit abzustumpfen, oder ihn den Musen zu entfremden, die ihm dankbar seine treuen Dienste noch im späten Alter durch seine jugendliche Seele vergalten. Reichlich wurde ihm auch die Anerkennung der Zeitgenossen zu Theil; in den entferntesten Gegenden Europa's, wohin nie ein deutscher Name gedrungen war, wurde, wie der Verf. aus Erfahrung versichern kann, Sprengel's Name von den Aerzten mit Ehrerbietung genannt. Gegen 70 gelehrte Gesellschaften und Akademien des In- und Auslandes (die königl. französ. Akademie 1825.) hatten sich beeifert, den berühmten Literator in ihre Mitte aufzunehmen, die philosophische Fakultät in Halle ihn 1808 honoris causa zum Doctor der Philosophie ernannt, und die Könige von Preußen, Schweden und den Niederlanden ihn mit dem rothen Adlerorden 3ter Klasse, zu welchem später noch die Schleife gefügt wurde, mit dem Nordstern- und mit dem Löwenorden geschmückt. Während also sein Ruhm die Welt erfüllte, lebte er bescheiden und patriarchalisch in seinem kleinen Häuschen am botanischen Garten, worin kaum Platz genug für seine Familie war. Eine äußerst glückliche, 1761 geschlossene Ehe hatte ihn zum Vater von drei Söhnen gemacht; später wurde der Kreis der Seinigen noch durch eine geliebte Pflegetochter vermehrt. In diesem Kreise war er bis an sein Ende glücklich und heiter; aber auch außerhalb desselben floh er die geselligen Freuden nicht, wiewohl er kein Freund rauschender Feste war. An seinem gastfreien Abendtische war ihm jeder Freund willkommen, namentlich sah er sich hier gern von jungen Leuten umgeben, denen er mit der edelsten Uneigennützigkeit und Treue ein väterlicher Freund und Berather war. Und hier müssen wir eines Hauptzuges im Charakter Sprengel's gedenken, der ihn und sein ganzes Haus höchst ehrwürdig, und seinen Verlust auch denen beklagenswerth machte, die in ihm den weltberühmten Gelehrten nicht zu schätzen vermochten: Wir meinen seine unbegrenzte

Wohlthätigkeit. Den Armen zu helfen scheute er selbst manche Aufopferung nicht, Kasse, Küche und Keller fand jeder Hülfsbedürftige bei ihm offen; kein Unglücklicher verließ ihn ohne Unterstützung und Trost. Die Befriedigung dieses edlen Hanges und die Liberalität, mit welcher er stets, und auch da gab, wo Mancher in besserer Lage erst lange mit sich zu Rath gegangen wäre, ließ ihn kein Vermögen sammeln, und seine Wittwe, obwohl durch königliche Huld vor drückenden Sorgen geschützt, muß doch die theuersten Besitzthümer ihres Gatten, sein Herbarium und seine Bibliothek nächstens unter den Hammer wandern sehn. Sprengel genoß eine ziemlich dauerhafte Gesundheit bis zum Jahre 1828. Da wurde er durch den Tod seines ältesten Sohnes Wilhelm, der rühmlichst die Professur der Chirurgie in Greifswald versah, auf das heftigste erschüttert. Aus dem dumpfen Schmerze rief ihn der hülflose Zustand seiner Schwiegertochter und 5 unerzogener Enkel zur thätigsten, liebevollsten Fürsorge auf; aber seit dieser Zeit begannen seine Körperkräfte merklich zu schwinden. Ein Jahr darauf traf ihn zum ersten Mal ein apoplektischer Zufall, welcher regelmäßig jedes Vierteljahr wiederkehrte, nur während der Cholera-Epidemie ein halbes Jahr ausblieb, und ungeachtet aller ärztlichen Sorgfalt, ungeachtet der strengsten Diät, am 15. März 1833 seinem Leben ein Ende machte. In eben der Woche, wo er seine Vorlesungen über die Geschichte der Medicin und über Kryptogamische Gewächse beendigen wollte, ereilte ihn ein sanfter Tod. Seine irdische Hülle ruht, durch einen einfachen Stein bezeichnet, nahe bei der seines alten Freundes Lafontaine, auf dem neumärktischen Kirchhofe.

Sit ei terra levis!

Dr. Herrmann Friedländer. Hallesche Literat. Ztg. 1834.

III.

Johann Friedrich Meckel.

Wenn man in Halle an dem Platze, welcher der große Berlin heiſt, einem der größten Häuſer daſelbſt gegenüber ſteht, ſo bemerkt man auf der Spitze ſeines Erkers drei kleine Kronen. Dies iſt das Meckel'ſche Haus, und ſeine drei Kronen ſcheinen die drei Männer anzudeuten, welchen der Name Meckel eine in der Medicin und Anatomie faſt einzige Berühmtheit verdankt. Aber wie Hippokrates II. im Geſchlecht der koiſchen Asklepiaden, wo der Name Hippokrates erblich war, alle übrigen dieſes Namens überſtrahlt, ſo werden Großvater und Vater durch Meckel III. verdunkelt. Johann Friedrich Meckel war den 17. October 1781 zu Halle geboren. Seine herrlichen Anlagen entwickelte zuerſt häuslicher Unterricht bis er in ſeinem 14. Jahre in das Haus des Conſiſtorial-Raths Funk nach Magdeburg kam und die dortige Domſchule beſuchte. Von hier aus begleitete der heranwachſende Jüngling ſeinen Vater nach St. Petersburg, wohin derſelbe zur Entbindung der Kaiſerin Maria berufen worden war. Dieſe erſte große Reiſe war gleichſam das Vorſpiel zu den vielen und weiten Reiſen, die er ſpäterhin unternahm. Nachdem er zu Halle und Göttingen unter Blumenbach ſeine akademiſchen Studien beendigt, und durch ſeine Inaugural-Diſſertation: de conditionibus cordis abnormibus. Halae 1802, ſich ſeiner Ab-

kunft würdig in der gelehrten Republik eingebürgert hatte, trat er 1803 seine erste wissenschaftliche Reise über Würzburg nach Wien an. Die Nachricht von dem Tode seines Vaters trieb ihn jedoch von hier mit Extrapost nach Halle zurück, wo angekommen er stundenlang in der Stadt umherirrte, ehe sein tiefer Schmerz ihm gestattete das verwaiste Vaterhaus zu betreten. 1804 ging er nach Paris, und nachdem er hier einige Jahre bei seinen Studien Cuvier's Leitung und Freundschaft genossen, nach Italien, wo er 1806 in Rom die erste Kunde von dem traurigen Schicksal Preußens erhielt, und von Florenz zu Fuß nach seiner Vaterstadt zurückeilte. Bald trat er hier ein akademisches Lehramt an, und erhielt die Professur der Chirurgie, die er aber bald mit dem Lehrstuhl der Anatomie und Physiologie vertauschte, in welchen Wissenschaften dereinst als Stern erster Größe zu glänzen ihm beschieden war. Diesen war fortan sein ganzes Leben mit allen seinen Leiden und Freuden geweiht, und wenn er auch kein Opfer, vor allen das der Gesundheit und besten Kräfte ihnen darzubringen jemals Anstand nahm, so schien doch seinem gränzenlosen Streben auch das größte immer noch zu gering. Auch seine häufigen und kostspieligen Reisen unternahm er nur zum Besten der Wissenschaft; wie Vieles den geistreichen Mann auch anzog, seine liebste Erholung in der Fremde fand er im eifrigen Geschäft des Sammelns und Zergliederns. So reiste er 1811 mit seinem Bruder Albrecht und dem Griechen Arsaki nach Neapel, dessen Golf eine reiche Ausbeute an Mollusken und Fischen darbot. Von jetzt an wurde eine liebenswürdige Gattin, mit welcher er sich 1810 vermählt hatte, seine stete Begleiterin. In ihrer Gesellschaft machte er im Sommer 1818 eine große Reise durch Holland, England und Frankreich; 1819 nach Wien; im Sommer 1821 nach Paris und Cette, dessen Küsten seine Sammlung beträchtlich bereicherten; 1824 nach Italien und Sicilien; 1828 nach Salzburg; 1829 abermals nach Italien bis Neapel; 1831 nach Oberitalien, wo er in Venedig

und Triest auch die Schätze des adriatischen Meeres für seine Sammlung in Anspruch nahm, und nach der Schweiz. In diesem vielbewegten äußern Leben spiegelte sich sein inneres, auf welches jetzt einen Blick zu werfen uns erlaubt sei.

Selten bezeichnet die Natur durch Verleihung der trefflichsten Gaben ihre Lieblinge so auffallend, wie sie es bei J. F. Meckel gethan. Schon sein Aeußeres hatte sie vortheilhaft ausgestattet. Gern erinnern sich ältere Männer des schönen Jünglings mit blondem Lockenhaar, dessen feine Gesichtszüge die spätere Zeit mit einem oft nur zu düstern Ausdrucke überschattete. In seinem lebendigen Geiste entwickelten sich früh die bedeutendsten Talente, namentlich traten als Eigenschaften eines glänzenden Verstandes, Scharfsinn, Combinationsgabe und Witz hervor, durch welche er in der Wissenschaft, wie im gewöhnlichen Leben unübertrefflich war. Auch sein Gemüth hatte die Natur mütterlich bedacht, und seinen Gefühlen eine ungemeine Wärme und Beweglichkeit verliehen. Leider aber wurde diese bald zur Reizbarkeit und Leidenschaftlichkeit, vollends als häufige Kränklichkeit Verstimmungen herbeiführte, die zuletzt immer dauernder wurden, und nur selten den ausgezeichneten Mann glücklich und in Harmonie mit sich selbst, und im Einverständnisse mit seiner Umgebung erscheinen ließen. Schon auf der Schule litt er an Schlaflosigkeit, welches Uebel bei ihm immer einheimischer und in späteren Jahren zu einer folternden Qual ward. Dazu gesellte sich ein erbliches Leberleiden, welches während der letzten 10 Jahre seines Lebens seine Körper- und Seelengesundheit immer tiefer untergrub. Wo der Dämon der Krankheit seine schwarzen Schleier ausspannt, da muß auch dem geistigen Auge die Welt in einem verfinsterten und verzerrten Bilde erscheinen. Leider sah auch Meckel sie so, zumal in den späteren Jahren, leider aber fiel auch für das Auge der Welt ein schwarzer Schatten auf ihn selbst zurück. Immer seltener zeigte er sich seiner Umgebung so, wie zu sein er berufen war. In solchen glücklichen Stunden konnte

die Anmuth seines reichen Geistes, sein glücklicher, unerschöpflicher Witz, sein heiterer, selbst harmloser Humor wahrhaft bezaubernd sein. Wer ihm aber ferner stand, und, wie die Meisten, ihn außer jenen Stunden sah, den mußte die nichts verschonende Härte, Schärfe und Bitterkeit des krankhaft gereizten Mannes, wie genial auch sie oft sich aussprach, einschüchtern oder abstoßen für immer. Nicht selten verhüllte sich bei ihm unter Sarkasmen und ätzendem, humoristischen Sprudel irgend ein tiefes Gefühl, aber er gab lieber diese Maske Preis, als daß er gerührt, oder schwach erscheinen wollte. Wenige nur hielten ihm seine Verstimmungen, Schwächen und Fehler zu Gute; man gab ihm in den liebloseſten Urtheilen tausendfältig zurück, was sein Unmuth, seine Krankheit und seine innere Zerrissenheit verschuldeten. Wer ihm Gemüth absprach, der hat ihn in dem Augenblicke nicht gesehen, wo ihn ein Gegenstand der Kunst entzückte, oder die Erinnerung an glückliche Tage in ihm aufstieg, oder die Einsicht in ein begangenes Unrecht gegen einen Freund ihn zur Versöhnlichkeit und zu einer Weichheit stimmte, welcher selbst Thränen nicht fehlten; statt ihn zu verdammen, hätte man dann in die klagenden Worte Opheliens einstimmen mögen: „O what a noble mind is here o'erthrown! Für alle Unbilden indessen, die er größtentheils sich selbst bereitete, entschädigte ihn sein Geist, und die Wissenschaft, die, nachdem auch Cuvier heimgegangen, in ihm einen ihrer ersten Hierophanten verloren hat. Was ihm die Anatomie in allen ihren Gebieten verdankt, vor allen aber die vergleichende, kann und braucht hier nicht nachgewiesen zu werden; eine Reihe der trefflichsten Werke müssen seine Verdienste noch der spätesten Nachwelt kund thun. Alle bezeugen eine seltene Klarheit des Geistes, eine ganz ungemein tief eindringende Schärfe des Verstandes, eine feste Urtheilskraft, ein herrliches Talent der Beobachtung und Combination, und eine außerordentliche Geschicklichkeit in der Verarbeitung und Anordnung des reichen, aber stets durch Autopsie geprüften und streng ge-

sichteten Materials. Ein wahrhaft fürstliches Monument seines Fleißes und seiner Begeisterung für die Wissenschaft ist auch sein unvergleichliches anatomisches Museum. Diese vom Großvater zuerst angelegte, vom Vater vermehrte, von ihm aber kolossal vergrößerte Sammlung ist für die pathologische, und namentlich für die comparative, Anatomie wahrhaft einzig. Wer die weiten Räume des Meckel'schen Hauses, welche sie oft in enger Zusammendrängung einnimmt, durchwandert, dem muß es beinahe unglaublich scheinen, daß die Kräfte eines Privatmannes hingereicht haben, ein Werk zu schaffen, welches sonst nur durch die Munificenz der Könige und durch die Betriebsamkeit der Regierungen zu Stande kommt. Sollte Halle so unglücklich sein, dieses hier entstandene und auch seiner Universität und Stadt zur höchsten Zierde gereichende Museum zu verlieren, so wird es stets mit Schmerz und nicht ohne Neid nach dem Orte blicken müssen, der ihm diese so theuren Schätze entführt. Wir sind zu arm, unsern großen Männern Denkmäler zu errichten, aber in dem Meckel'schen Museum hätten wir sagen können. Si monumentum quaeris, circumspice.

Ueber Mangel an Ruhm und Bewunderung konnte Meckel sich nicht beklagen, und, wir wollen es nicht läugnen, er war nicht unempfänglich für Anerkennungen dieser Art. In allen Ländern, die er besuchte, wurde seiner wissenschaftlichen Größe und seiner ausgezeichneten Persönlichkeit auf das schmeichelhafteste gehuldigt. Gelehrte Gesellschaften und Akademien wetteiferten, ihn zu ihrem Mitgliede zu gewinnen, zuletzt noch die Royal Society; nur die Akademie der Wissenschaften seines Vaterlandes nicht! . . . Er trug die Orden des h. Wladimir, des eisernen Kreuzes und des rothen Adlerordens 3r Klasse, und war zum Geh. Medicinalrath ernannt. Wie transatlantisch sein Ruhm war, bewies unter andern vor einigen Jahren das Schreiben eines Professor Geddings zu Baltimore, welcher Meckel's Werke nur aus der französischen Uebersetzung kennend und von Bewunderung hingerissen ihn

um die Erlaubniß bat, seinem neugebornen Söhnchen die Vornamen John Frederick Meckel geben zu dürfen. Aber je mehr sein Ruhm wuchs, desto stärker spannten sich die Nerven seiner Thätigkeit, und desto strenger wurde er in seinen Forderungen gegen sich und gegen Andere. Nach seinem Ideal der wissenschaftlichen Vollkommenheit, und der eigenen großartigen Leistungen hatte er sich einen Maaßstab gebildet, mit welchem gemessen freilich die Verdienste Anderer sehr zusammenschwanden und die Anerkennung nur sehr Wenigen zu Theil ward. Kam nun vollends eine bald mit Witz, bald mit Hohn vorzüglich auf dem Katheder geführte Polemik hinzu, so darf man sich nicht wundern, wenn Meckel's Name bei manchen Kunstgenossen einen schlimmen Klang hatte, oder gar angefeindet ward, und in den lauten oder heimlichen Tadel viele Unberufene und Unwürdige mit einstimmten, die sich zu erhöhen meinen, wenn sie Andere lästern und verschreien.

Auch außer seiner Wissenschaft besaß Meckel Mittel genug, um als einer der interessantesten literary characters zu gelten. Wer auch den großen Anatomen in ihm nicht zu erkennen vermochte, mußte immer den geistreichen, hochgebildeten Mann bewundern. Wie sein berühmter College Sprengel hatte er, stets um das ultra sapere bemüht, sein Wissen weit über die Grenzen seines Faches ausgedehnt, aber dasselbe noch durch den feinsten Geschmack und den ausgebildetsten Kunstsinn eigenthümlich zu beleben gewußt. Für das Schöne der zeichnenden Künste war Meckel in hohem Grade empfänglich; Studien und Reisen hatten ihn zum Kenner gebildet, und häufige Uebung ihm eine Kunstfertigkeit verschafft, von welcher er auch in seinen anatomischen Zeichnungen ein sprechendes Zeugniß abgelegt hat. Die Erinnerungen an das von ihm so oft und immer mit neuem Entzücken besuchte Italien konnte ihn begeistern, und um sie immer rege zu erhalten, hatte er seine Wohnung mit den auserlesensten Bildern aus der Natur und Kunstwelt jenes Wunderlandes geschmückt. Auch Poesie

und schöne Literatur übten einen mächtigen Reiz auf ihn aus. Alter und neuer Sprachen kundig, und das Französische, Englische und Italienische mit der Eleganz eines Eingeborenen sprechend, entging ihm in diesen Sprachen kein bedeutendes Erzeugniß der neuesten Literatur, und manche schlaflose Nacht haben ihm mit ihren zahlreichen Bänden W. Scott, Cooper, Bulwer, Victor Hugo u. s. w. verkürzt. Früher hatte auch die Geselligkeit, die keiner wie er zu verschönern verstand, große Reize für ihn, aber später zog er sich von der Welt immer tiefer in die stets rege Werkstatt seines Geistes und in die stets dunkleren Schatten seines Inneren zurück. So hatte Meckel die Höhe des Mannesalters erreicht, auf welcher der Genuß eines thatreichen und noch kräftigen Lebens für Andere erst zu beginnen pflegt. Aber das seinige, welches noch zu so vielen Hoffnungen für die Wissenschaft berechtigte, und ihm selbst ein Alter der Ruhe und Versöhnung schuldig war, trübte sich immer mehr und mehr, als die Krankheit ihre feindliche Natur täglich deutlicher entwickelte. Seine gewohnte Thätigkeit jedoch vermochte sie nicht zu unterbrechen, er arbeitete von früh bis spät, und hielt noch im letzten Sommer seine Vorlesungen, als bereits die Zeichen der Wassersucht erschienen waren. Anfangs September eilte er nach Carlsbad, wo sich sein Zustand bald dergestalt verschlimmerte, daß er nur mit Mühe nach Halle zurückkehren konnte. Hier, obwohl er die Hoffnung baldiger Wiederherstellung noch festhielt, und sein Geist selbst unter unsäglichen Leiden nicht die Kraft verlor, nach gewohnter Weise Blitze und Funken zu sprühen, neigte der Genius seines Lebens die Fackel immer tiefer, bis sie endlich erlosch. Er starb 52 Jahr alt, am 31. October 1833. Auf dem ländlichen Kirchhofe zu Giebichenstein, wo er sich selbst sein Grab ausgesucht, ist er beerdigt.

Dr. Herrmann Friedländer,
in der Halleschen Literatur-Zeitung. 1834.

IV.

Esquirol,

nach Parisets Leichenrede.

Jean Etienne Dominique Esquirol wurde geboren in Toulouse am 4. Januar 1772. Der Vater, ein sehr geachteter Kaufmann in Toulouse, schickte den Knaben ins Seminar von Saint-Sulpice nach Issy, der jedoch, nach kurzem Aufenthalt durch die Stürme der Revolution aus diesem stillen Asyl vertrieben, wieder in seine Vaterstadt zurückkehrte und an der dortigen Universität Medicin studirte. Als Gesundheitsbeamter bei der Armee der Westpyrenäen, verlebte er hierauf zwei Jahre in Narbonne. Hier ergriff er einmal auf die dringenden Bitten einer unglücklichen Familie vor einem der Bluttribunale jener Zeit das Wort für einen Angeklagten, der schlecht vertheidigt wurde, und bewirkte dessen Freisprechung. Des gezwungenen Dienstes entlassen, aber beinahe ohne Vermögen, kam er nach Paris, um seine Studien fortzusetzen. Pinel im Bicêtre versuchte damals mit Erfolg eine rationelle Behandlung der Geisteskranken, und Esquirol wurde sein bevorzugter Schüler in seiner Klinik an der Salpétrière, wo er mit Corvisart, der die Charité leitete, rivalisirte. Unter Pinel's Aufsicht schrieb Esquirol seine klinische Medicin, von der mehrere Auflagen erschienen; allein das angestrengteste und

sorgfältigste Studium widmete er den Geisteskrankheiten. Das erste Ergebniß davon war eine von ihm 1805 aufgestellte Thesis über die Leidenschaften, als Ursachen, Symptome und Heilmittel der Narrheit, wodurch er sich den Doctorhut verdiente. (Esquirol war ein Gegner der Phrenologie.) Fünf Jahre später wurde er Pinel's Nachfolger. Damals glichen, wie Pariset sich ausdrückt, die Irrenhäuser eher Gefängnissen von Verbrechern und Käfigen für wilde Thiere, als Zufluchtsstätten des Unglücks, und Esquirol's Hauptaugenmerk war deßhalb darauf gerichtet, die Heilung der Geisteskrankheiten, die er in den verschiedensten Formen ihrer Erscheinung und in der Individualität ihres specifischen Charakters belauschte, durch wesentliche Verbesserungen in der Einrichtung und Besorgung der Irrenhäuser vorerst möglich zu machen. Seine Erfahrungen auf diesem Gebiet bereicherten das Dictionnär der medicinischen Wissenschaften. Zum Lohn für seine Behandlung und Pflege verwundeter und kranker Soldaten erhielt er 1814 das Kreuz der Ehrenlegion; 1817 eröffnete er, als ersten Versuch der Art in der Geschichte der Medicin, seine Vorlesungen über die Geisteskrankheiten, zu denen aus allen Ländern Europa's Lernbegierige herzuströmten. Dieselben gewannen hauptsächlich dadurch an Interesse und Bedeutung, daß am Schluß des Lehrvortrags das abgehandelte Thema der freien Besprechung anheimgegeben wurde, so daß Jeder seine abweichenden Ansichten ungehindert äußern und vertheidigen konnte. Damit verband Esquirol die Aussetzung eines Preises von 300 Franken, der alljährlich demjenigen zuerkannt wurde, der über ein bestimmtes Thema aus dem Capitel der Geisteskrankheiten die befriedigendste Arbeit eingereicht hatte. Während Esquirol auf diese Weise für die Förderung und Verbreitung seiner Wissenschaft unablässig thätig war, begleitete ihn auf seinen Reisen durch Frankreich und im Ausland überallhin der Gedanke eines geräumigen, geschmackvoll und bequem eingerichteten, frei gelegenen und mit Luft und Licht gehörig versehenen Gebäudes,

wie er ein solches in Ivry für die Unglücklichen baute, deren Pflege er sein Leben gewidmet hatte. Aehnliche Irrenhäuser errichtete man auf seine Aufforderung in Rouen, Nantes, le Mans, Montpellier und Marseille, die jedoch alle von dem wahrhaft königlichen Gebäude in Charenton, an dem noch fortwährend gearbeitet wird, an Schönheit und Zweckmäßigkeit übertroffen werden (P. vermacht demselben im Testamente 10,000 Fr.). Im Jahr 1823 wurde Esquirol Generalinspector der Universität, und auch in diesem schwierigen Amte benahm er sich mit eben so viel Klugheit als Mäßigung und Standhaftigkeit; worauf ihm 1826 die Leitung des königlichen Hauses von Charenton übertragen ward. Seit der Gründung der medicinischen Akademie war er eines ihrer Mitglieder; hiezu kam 1828 eine Stelle im Gesundheitsrath, dem er 1840 als Vicepräsident vorstand. Während einer 1834 zur Wiederherstellung seiner wankenden Gesundheit unternommenen Reise nach Italien nahm ihn die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften unter die Zahl ihrer Correspondenten auf. Und doch trotz der Menge mitunter sehr lästiger Berufsgeschäfte, welche zahlreichen und interessanten Arbeiten über wissenschaftliche Gegenstände aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin! Welcher Reichthum anregender und befruchtender Gedanken in den Abhandlungen, wie folgende: monomanie homicide, incertitude des signes dans certains cas de suspension, sur l'indispensable nécessité de l'isolement dans certaines maladies de l'esprit, sur cette étrange colonie d'aliénés, qui vivent en pleine liberté dans un village de Flandre. Alle diese Monographien krönte aber auf eine würdige Weise die vor zwei Jahren erschienene Schrift über die Geisteskrankheiten, unstreitig bei weitem das bedeutendste Werk über diesen Gegenstand, eben so reich an praktischen Erfahrungen als tiefen Blicken in das Wesen des menschlichen Geistes im gesunden und kranken Zustande. Zu diesen geistigen Vorzügen Esquirol's kamen die ausgezeichnetsten sittlichen Eigenschaften.

Rechtsgefühl, Güte, Einfachheit, Bescheidenheit, Wohlwollen bildeten den Grundton seines Charakters, dem jede Spur von Eitelkeit und Ostentation fremd war. Jegliche Förderung junger Aerzte, die sich mit besonderer Vorliebe den Geisteskrankheiten widmeten, und reichliche Unterstützung der Wohlthätigkeitsanstalten war für ihn Bedürfniß. Esquirol starb ohne Kinder (sein Neffe Mitivié ist sein Erbe und Nachfolger) den 12. Decbr. 1840., nachdem er seiner seit längerer Zeit leidenden Gesundheit durch eine Reise nach Italien etwas aufzuhelfen gesucht hatte, in einem Alter von 68 Jahren.

V.

Dr. Valeriano Luigi Brera.

(Aus der Gazetta di Venezia.)

Valeriano Luigi Brera, aus Pavia gebürtig, hörte, nachdem er die Gymnasialstudien theils in Mailand theils in Pavia vollendet, den Curs der philosophischen, mathematischen und Naturwissenschaften an der Universität letzterer Stadt, wo er Volta, Presciani und Spallanzani zu Professoren hatte; im J. 1790 unternahm er unter der Anleitung der berühmtesten Männer, der Scarpa, P. Frank u. A., seine medicinisch-chirurgischen Studien. Nachdem er im J. 1793 das Doctorat der Philosophie, Medicin und Chirurgie daselbst erlangt hatte, betrat er mit Glück jene ehrenvolle Laufbahn, in welcher jedes Jahr seines Lebens durch eine ihm anvertraute erhebliche Mission ausgezeichnet ward. So wurde er im J. 1793 zum Assistenten an der prakt. Schule der Geburtshilfe im Krankenhause St. Katharina zu Mailand ernannt, und im nächstfolgenden Jahre von dem berühmten Cavaliere Brambilla als Militair-Chirurg zur k. k. josephinischen Akademie in Wien berufen. Nachdem er mit Ende des nämlichen Jahres zum Professor für die neu zu errichtende Lehrkanzel der Geburtshülfe in Pavia bestimmt worden, verließ er den Militairdienst, und besuchte der Reihe nach die Heilanstalten Deutschlands, Hollands, Belgiens, der Schweiz, dann Schottlands und Englands, und

benutzte die Vorträge der damaligen berühmten Professoren Tiedemann, Richter, Hufeland, Blumenbach, Osiander, Gmelin, Abernethy u. s. w., mit deren einigen er in freundschaftliche Verhältnisse kam, und in der Folge Briefwechsel mit ihnen unterhielt. Nach seiner im J. 1796 von diesen Reisen erfolgten Rückkehr leistete er bei den Militairspitälern in Mailand Dienste im medicinisch-chirurgischen Fache, und supplirte dann in den Jahren 1797 und 1798 die medicinische Klinik an der hohen Schule zu Pavia. In der Folge wurde er zum außerordentlichen Primairarzte in dem städtischen Spitale zu Pavia, und im Laufe des Jahres 1800 zum Primararzte an dem Krankenhause zu Como ernannt, wo er zuerst die Kuhpocken-Impfung einführte, und wo er nebst mehreren andern ehrenvollen Aemtern auch jenes eines Docenten der physikalischen Wissenschaften an dem dortigen Gymnasium versah.

Mittlerweile war ihm die Lehrkanzel der medicinischen Klinik an der damals vom Kaiser Alexander organisirten Universität zu Wilna angetragen worden; da er aber entweder minder geneigt, oder gehindert war, diesem Rufe zu folgen, so wurde ihm gestattet, den Titel eines Honorar-Professors der erwähnten Hochschule beizubehalten. Im Jahre 1806 kam er nach Bologna, wo er über theoretisch-praktische Medicin, dann über gerichtliche Medicin und medicinische Polizei tradirte. Es waren noch nicht zwei Jahre verstrichen, als er einen Ruf nach St. Petersburg als Nachfolger P. Frank's bei der Lehrkanzel der praktischen Medicin erhielt; die Regierung wollte aber mit freigebiger Behandlung ihm die nämliche Lehrkanzel an der Universität zu Padua anvertrauen, wo er an der Leitung der medicinischen Polizei Theil nahm, und gleichzeitig mit dem Professor Sagrafi die Direction des allgemeinen Krankenhauses übernahm. Man kann mit Recht behaupten, daß Padua von nun an das Feld seines großen wissenschaftlichen Wirkens ward. Seine Lehrvorträge, seine medicinischen Experimente, und seine chirurgischen Operationen zeugen dafür. Hier unter-

nahm er die Herausgabe von zwei großen medicinischen Zeitschriften, welche nebst vielen schätzbaren Original-Abhandlungen auch viele kritische Zergliederungen der ausgezeichnetsten Werke seines Faches enthielten. Die fremden Aerzte strömten damals nach der klinischen Schule von Padua, welche gleichzeitig, und bei nicht geringern Kräften mit jener von Bologna blühte und wetteiferte. Im Jahre 1812 ward er zum Mitgliede des kaiserl. Instituts der Wissenschaften und Künste erwählt, und 4 Jahre später mit dem Titel eines k. k. Gubernialrathes beehrt. Am Schlusse des Jahres 1830 ward er zur Behandlung der von einer langen und schweren Krankheit hart heimgesuchten Frau Erzherzogin Mariana Karolina K. H. nach Florenz berufen, und endlich im Jahre 1832 als emerirter Professor an der k. k. Universität zu Padua in den wohlverdienten Ruhestand versetzt.

Nachdem Brera seinen bleibenden Wohnsitz in Venedig genommen, lag er hier fortwährend den Pflichten seines Standes ob, indem er inländischen sowohl als fremden Leidenden, die von fernen Gegenden bei ihm Linderung suchten, mit Rath an die Hand ging; und selbst hier noch gründete er unter dem Titel: „Antologia medica," eine Zeitschrift, die leider nur 1 Jahr bestand. Wir unterlassen hier die Aufzählung aller jener wissenschaftlichen Vereine, deren Mitglied er gewesen. Brera, welcher als Mensch, Gelehrter und Vater die allgemeine Liebe und Verehrung genoß, wird in der Geschichte der italienischen Medicin immer einen ehrenvollen Rang behaupten.

VI.

Alibert*).

Die feierliche Leichenbestattung des berühmten Arztes Baron Alibert fand in Paris am 8. November Statt. Eine zahlreiche Begleitung der Professoren der mediciniſchen Schule, der Mitglieder der Akademie der Medicin und vieler Zöglinge, Gelehrten und Freunde des Verstorbenen folgten der Leiche bis nach St. Thomas d'Aquin, wo die gewöhnlichen Feierlichkeiten in größtem Pompe Statt fanden. Eine Abtheilung Infanterie machte die militäriſchen Honneurs. Nach der Einſegnung in der Kirche ging der Zug zum Kirchhofe des Père-Lachaise, wohin der Sarg von den Zöglingen, welche die Pferde ausgeſpannt hatten, getragen wurde. Die Herren M. Pariſet (beſtänger Sekretär der mediciniſchen Akademie) und Dr. Cruveilhier haben dem Verſtorbenen, an deſſen Tugenden und gelehrte Arbeiten alle Anweſenden ſich erinnerten, die letzte Ehre einer Leichenrede erwieſen.

Jean Louis Alibert ward geboren am 12. Mai 1766 zu Ville-Franche, einem kleinen Städtchen, das ehemals zur Haute-Guienne gehörte, und wo einige Jahre früher der lie-

*) Am Grabe des berühmten Arztes Alibert ſind zwei Leichenreden von ſeinen ausgezeichneten Collegen, den Herren Cruveilhier und Pariſet geſprochen worden. Wir entnehmen daraus Dasjenige, welches über das Leben und Wirken Alibert's einiges Licht verbreitet.

benswürdige und gelehrte Laromiguière, dieser beredsame und bescheidene Philosoph und Freund des tiefen Denkers Cabanis geboren wurde. — Alibert war der Sohn eines Rathsherren bei einem Landgerichte. Er und Laromiguière wurden in einem geistlichen Lehrinstitute erzogen, wo Flechier als Professor die Literatur und Religion lehrte. Nach geendeten Humanitätsstudien traten beide Freunde in die Congregation der „Väter der christlichen Lehre." Hier hatten sie zu Collegen und Freunden den ehrwürdigen Sicard, den Nachfolger des Abbè de l'Epèe und Lehrer eines Sohnes Ludwig des XVI., und mehrere andere noch jetzt als ausgezeichnete Staatsmänner wirkende Personen. Als durch die bekannten Veränderungen die Congregation, deren Mitglied Alibert war, zerstreut wurde, widmete er sich in einem zurückgezogenen stillen Leben ganz den Studien, in denen er Trost und Ruhe zu finden hoffte. Als später die „Ecole normale" errichtet wurde, eine Schule, die dem öffentlichen Unterricht eine ganz neue Richtung gab, wurden Alibert und Laromiguière daselbst als Zöglinge aufgenommen. Sie hatten aber nicht das Glück, hier von den ersten Männern Frankreichs Unterricht zu erhalten; denn dieses Lyceum ward geschlossen. Sich selbst überlassen, nahmen die beiden Freunde eine neue Richtung. Der Aufenthalt in Paris hatte ihre Kenntnisse um ein Bedeutendes erweitert. Durch den Umgang mit zwei Aerzten, die eben so sehr der Literatur und Philosophie, als ihrer eigenen Berufswissenschaft Ehre machten — Cabanis und Roussel — erwachte in Alibert eine unwiderstehliche Neigung für die Medicin. Gleich am Anfange seiner Laufbahn erlangte er durch seine Schriften nicht nur in Frankreich, sondern in ganz Europa einen großen Ruf. Ohne hier alle seine Schriften genau aufzuzählen und zu analysiren*), erwähnen wir hier nur desjenigen Werkes, das vor

*) Er schrieb u. A.: Traité sur les fièvres pernicieuses, mehrere Mémoires und Eloges für die société médicale d'émulation, ferner

allen andern seinen Ruf gründete, nähmlich seines Werkes über die Hautkrankheiten*), das sich durch neue Anordnung, treue Beschreibungen, Wahl der Benennungen, durch einen körnigen bilderreichen Styl auszeichnete und alle früheren Werke dieser Art weit übertraf. Unermüdet am Krankenbette, suchte er seine Kenntnisse über diesen wichtigen Theil der Heilkunde immer mehr zu vervollkommnen, und eine den Botanikern entlehnte natürliche Methode und Classification der Hautleiden einzuführen. So entstand später (1832) seine herrliche Monographie der Dermatosen, die, abgesehen von ihrem reichen Inhalt, noch das seltene Verdienst hat, durch Klarheit der Darstellung und Lebendigkeit des Styls für diesen Zweig der Heilkunde immer mehr Liebe zu erregen, und das Studium der Hautkrankheiten angenehm zu machen. Durch seine literarischen Arbeiten gelang es ihm, die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich zu ziehen, und er genoß mit dem ehrwürdigen Portal das Vertrauen Ludwig XVIII. und Carl X. In dieser Epoche schrieb er sein Werk über die Leidenschaften**), in welchem er mit aller Tiefe dem rohen Materialismus entgegenarbeitet. Nicht minder ehrenwerth war Alibert's praktische Laufbahn. Frühzeitig dem Spitaldienste ergeben, und später sich ganz dem Lehrfache widmend, erfüllte er alle seine Pflichten mit der größten Genauigkeit. Milde gegen seine Umgebung, freundlich gegen Jedermann, entfiel seinem Munde nie ein Wort der Rache oder des Hasses. Gegen seine Kranken war er beinahe zärtlich, und sein Wohlthätigkeitssinn kannte keine Gränzen. Sein Haus war der Zufluchtsort der Unglücklichen, oft sah man 2 bis 3 brotlose Menschen in seinem Hause, die bei ihm so lange ihr Unterkommen fanden, bis sie einen

---

Traité de thérapeutique (nach Bichat's Ansichten), Système de nosologie u. a. m.

*) Es erschien 1806 — 10, wo Willan in Frankreich noch unbekannt war.

**) Physiologie des Passions.

Dienst fanden. Eine mittellose Witwe erhielt von ihm durch 20 Jahre Wohnung und Nahrung. Entdeckte er irgend einen Künstler oder Gelehrten, die in Noth waren, so wußte er ihnen durch Quellen, die ihn ungekannt ließen, die nöthige Hülfe zukommen zu lassen, und selbst wenn er als der Wohlthäter erkannt wurde und Dankbriefe erhielt, so vernichtete er sie alsogleich. Mehr als 100 solcher Billete fand man doch noch nach seinem Tode. Alibert war ein aufrichtiger, frommer, religiöser Mann. Aber seine Frömmigkeit bestand nicht aus leeren Worten, sondern in Thaten und in einer unermüdeten Liebe für die leidende Menschheit. Alibert gründete auch die Société médicale d'émulation. Er war Anfangs Chef-Arzt am Spital St. Louis, das vorzüglich zur Aufnahme von Hautkranken bestimmt ist. Hier hatte er die reichste Gelegenheit, diesen Theil menschlicher Leiden in seinem ganzen Umfange zu studiren. Um dem obgenannten Werke über Hautkrankheiten den größten Nutzen zu verschaffen, verwendete er über 300,000 Franks auf dasselbe, indem er die ersten Künstler zu den damit verbundenen erklärenden Kupferstichen verwendete. Auch gründete er in dem Spital St. Louis eine besondere Klinik für Hautkrankheiten, wo die zahlreichen Zuhörer des In- und Auslandes die beste Gelegenheit hatten, sich in der Erkenntniß und Heilung dieses höchst wichtigen Zweiges der Heilkunde auszubilden. Dieses Spital liebte er über Alles; es war die Seele seiner Thätigkeit, und er lebte ganz für den Ruhm desselben. Diese zahlreichen Erfahrungen machten ihn bald zu einem der berühmtesten Aerzte; Ludwig XVIII. ernannte ihn, gleich nach dessen Rückkunft nach Frankreich, zu seinem ersten Leibarzte. Alibert hat in seinen Schriften immer den moralischen und religiösen Ideen die größte Achtung bewiesen, am meisten aber bewährte er seine edle Gesinnung durch die Unterstützung und den Schutz, den er jungen praktischen Aerzten angedeihen ließ. Seine Schüler wurden seine Kinder, für die er nach Kräften nach ihrem Austritte aus der Schule in's Leben väterlich sorgte.

VII.

Dr. Burkard Eble.

Multa tulit fecitque —

Am 3. August 1839 starb in Wien Dr. Burkard Eble, k. k. Regimentsarzt in Pension, gewesener Prosector an der k. k. medic. chir. Josephs-Akademie, und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, in welchem die Wissenschaft den Verlust eines unermüdlichen Förderers und unberechenbarer Hoffnungen zu betrauern hat.

Geboren zu Weil der Stadt in Würtemberg am 6. November des Jahres 1799, befriedigte er schon als Knabe die Erwartungen seines Vaters Burkard Eble, Wundarztes und Magistratsrathes zu Weil der Stadt. Er absolvirte die Humaniora am Lyceum zu Rastadt im Großherzogthume Baden mit Auszeichnung, und kam 1816 nach Wien, indem er dem Wunsche seiner beiden ältern Brüder, Dominik Eble, Doctors der Medicin und Amtsphysikus zu Weil, und Ferdinand Eble, Doctors der Medicin, k. k. Regiments-Feldarztes und oberstfeldärztlichen Directions-Secretärs, folgte, welche lange vorher schon das medicinisch-chirurgische Studium an der Josephs-Akademie vollendet hatten. Unter die besoldeten Zöglinge des Institutes aufgenommen, erhielt er zum Lohne seines immer

gleichen Fleißes 1817, am Schlusse des zweijährigen Curses, die große silberne Preis-Medaille. Nunmehr ward er als Unterfeldarzt zu dem in Wien stationirten zweiten Feldartillerie-Regimente assentirt. Von 1818 an legte er den dreijährigen Curs der Philosophie zurück, setzte auch das Studium der Medicin an der Universität fort, und ward 1827 als Doctor der Medicin promovirt. Während dieser Jahre versah er im Wiener Garnisons-Spitale mit Eifer und Auszeichnung die Dienste eines Oberarztes, bis er 1821 zum Wiener Garnisons-Artilleriedistricte übersetzt wurde. Der Augenheilkunde wendete damals Eble vorzugsweise sein Streben zu, verrichtete glücklich mehrere Operationen, und erwarb sich die Anerkennung seiner Collegen und Vorgesetzten. 1822 ward die Stelle des Prosectors der Akademie erledigt, und durch Eble, der schon als feldärztlicher Praktikant Liebe und Geschick zur praktischen Anatomie bewährt hatte, besetzt. Dieses Amt, womit die unmittelbare Aufsicht über das akademische Museum, zeitweise auch über die Bibliothek, verbunden war, versah er bis 1832. 1830 hatte er das Diplom eines Doctors der Chirurgie und eines Magisters der Augenheilkunde und Geburtshülfe von der Josephs-Akademie erhalten. 1832 rückte er zum Regiments-Feldarzte vor, und diente nur sechs Wochen lang als solcher beim Infanterie-Regimente Hessen-Homburg in Wien, als den damaligen Bibliothekar und Aufseher der akademischen Schulen, Dr. Schwarzott, ein schneller Tod dahinraffte. Eble erhielt sogleich diese ruhigere, ganz seinen Wünschen und Tendenzen entsprechende Anstellung, die er dann bis zum 10. Juli 1837 rühmlich bekleidete. In diesem Jahre war es, wo sich die Blüthe jener Krankheit entfaltete, die ihn von da an bis an das allzufrühe Ende seines thätigen Lebens geleitete. Ihre ersten Spuren hatten sich schon im Jahre 1827 gezeigt, und zwar als Abdominal-Leiden; im Verlaufe ward das Rückenmarksleiden vorwaltend, und in der erwähnten Epoche sprach sich immer deutlicher die Pulmonal-Krankheit aus; er ward, mit Rücksicht auf

diesen leidenden Zustand, mit vollem Gehalte pensionirt, suchte Hülfe in den Bädern von Baden, Piestjan, zu wiederholten Malen, gewiß nicht zu seinem Heile, in Gastein, auch in Marienbad und Carlsbad, begab sich nach Salzburg, verließ diese Stadt wieder, indem er, mit der Herausgabe der Geschichte der Medicin beschäftiget, näher an den literarischen Quellen zu sein wünschte, kehrte nach Wien zurück, und, wie Garve, schwere und ununterbrochene Leiden durch rastlose geistige Thätigkeit beschwichtigend, beschloß er in unserer Mitte am 3. August 1839 Früh um halb 6 Uhr, nach zwölfjährigen Leiden, im neun- und dreißigsten Jahre seines Alters, eine so dornenvolle Laufbahn. Am 5. war sein feierliches Leichenbegängniß, und nun schlummern seine irdischen Ueberreste in demselben Kirchhofe, in welchem Peter Frank, Beethoven und Franz Schubert liegen. Man kann sagen, daß sein Leben aus zwei Abschnitten bestand: der erste war eine Kette von Thätigkeiten, der zweite eine Kette von Duldungen. Diese Unermüdlichkeit im literarischen Wirken, auch bei fortwährenden körperlichen Schmerzen, wird selten ihres Gleichen finden. Man darf nur die Titel und Jahreszahlen seiner Werke durchgehen, und den Fleiß bedenken, womit sie ausgeführt sind, um diese Wahrheit zu fühlen. Seine eigene Krankheitsgeschichte schrieb er von Anfang an ausführlich, und dictirte noch die letzten Tage, — bis an den Sections-Bericht. Eble's Charakter war gerade, rechtlich, streng, sein Verstand gesund, mehr ordnend als schaffend, allem Hypothetischen und Phantastischen abgeneigt, sein Gefühl edel, zart und empfänglich. Er erkannte das wahre Verdienst an Andern, und war sich des eigenen mit echter Bescheidenheit bewußt. Sein wohl getroffenes Bildniß findet man seinem Werke „Geschichte der Arzneikunde" beigegeben. — Findet gleich Jeder, der öffentlich vor die Welt hintritt, seine Widersacher, und muß Jeder, dem es um die Wahrheit zu thun ist, dieselbe Schule durchmachen, so hatte sich doch Eble während seines Lebens mancher ehrenden Auszeichnung

zu erfreuen. Im Jahre 1833 ward ihm für die Beantwortung einer, die Verhältnisse des österreichischen Feldarztes betreffenden, akademischen Preisfrage, eine goldene Medaille, — im Jahre 1835 für die Schrift über die in Belgien herrschende Augen-Entzündung von Sr. Majestät dem Könige von Belgien ein Brillantring, — im Jahre 1836 ein ähnlicher von Sr. Majestät dem Könige von Preußen, — im Jahre 1837 die Gnade zu Theil, seine Geschichte der Medicin Sr. Majestät unserem Kaiser widmen zu dürfen, und, als Zeichen allerhöchster Zufriedenheit, mit einer kostbaren goldenen Dose beehrt zu werden. Die Academia Caesar. Leopold. Carol. naturae curiosor. nahm ihn 1828, die Gesellschaft f. Nat. u. Heilk. zu Dresden 1833, die Societ. phys. med. Erlangensis 1833, med. chirurgica Berolinensis Hufeland. 1834, medica Lips. 1837, die Société provinciale des sciences etc. à Mons, die Soc. littéraire eben das., und der Cercle médical à Montpellier 1837, die Provincial medical and surgical association in Bath 1838, die Soc. de médecine de Lyon 1839, und, noch kurz vor seinem Tode, die k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien zu ihrem Mitgliede auf. Ebel war literarisch sehr thätig:

In chronologischer Folge sind seine Werke:

1. Commentatio de studio anatomico; cum tabula aenea. Viennae 1827. — 2. Ueber den Bau und die Krankheiten der Bindehaut des Auges. Mit 3 Kupfertafeln. Wien 1828. Ein Werk, das durch den Fleiß und die Kenntnisse, von denen es zeugt, den literarischen Ruf Ebel's zuerst begründete. — 3. Die Lehre von den Haaren in der gesammten organischen Natur. Mit Kupfern. 2 Bände. Wien 1830. Eine mit großer Umsicht und kritischem Fleiße bearbeitete, vollständige Monographie. — 4. Taschenbuch der Anatomie und Physiologie. 2 Bände. Wien 1831. Es sollte dadurch vorzüglich dem Feldarzte ein Vademecum in die Hand gegeben werden. 2. Aufl. 1837. — 5. Das Strahlenband im Auge. Dresden 1832. — 6. Das Wildbad Gastein. Wien 1832.

7. Taschenbuch der allgemeinen Pathologie und Therapie, in Verbindung mit Semiotik. 2 Bände. Wien 1833. Ganz im Sinne der Ansichten Hartmann's abgefaßt (enthält auch eine Uebersetzung von dessen Handschrift zu Vorlesungen über allgemeine Therapie). — 8. Die Bäder zu Gastein. Wien 1834. Weit genauer und vollständiger, als Nr. 6. — 9. Encyklopädisches Handbuch für angehende Wundärzte. 2 Bde. Wien 1834. Als Ersatz der veralteten Plenck'schen „Vorkenntnisse," nach dem neueren Standpunkte der Chirurgie bearbeitet. — 10. Methodologie oder Hodegetik, als Einleitung in das gesammte medic. chir. Studium. Wien 1834. — 11. Ueber die in der belgischen Armee herrschende Augenkrankheit. Wien 1836. Eble sucht, gegen Jüngken, zu erweisen, daß die Krankheit nichts Exotisches, sondern eine modificirte katarrhalische Entzündung der Augenlider-Bindehaut sei. — 12. Versuch einer pragmat. Geschichte der Anatomie und Physiologie vom Jahre 1800—1825. Wien 1836. Vorarbeit zu Nr. 14. — 13. Beantwortung der Frage: „an welchen Mängeln leidet die Medicin u. s. f." (In Henke's Zeitschrift 1837.) Gut gedachte, freimüthig ausgesprochene Bemerkungen. — 14. Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde vom J. 1800—1825. Als Fortsetzung von Sprengel's Werke. 1. Abth. Wien 1837. Eble's Hauptwerk, welches, wenn gleich der Plan des Ganzen die Kräfte eines Einzelnen übersteigt, stets ein Denkmal des rastlosesten Strebens bleiben wird, und sich vor so vielen, selbst vor vielleicht geistreicheren Werken dieser Art durch Wahrheit und Nüchternheit auszeichnet. Von diesem umfassenden Geschichtswerke fand sich die zweite Abtheilung (als Fortsetzung Sprengel's 6. Bd. 2. Abthlg.) vollendet in Eble's Nachlasse. Sie enthält das Wichtigste und Anziehendste für den Arzt, — die Geschichte der praktischen Medicin; ist vom Verfasser mit besonderer Liebe behandelt, und im Drucke bereits so weit vorgerückt, daß ihre Erscheinung im März 1840 mit Bestimmtheit zugesichert werden kann. — 15. Die

contagiöse oder ägyptische Augenentzündung. Monographie mit Kupfern. Stuttgart 1839. War ursprünglich als Lösung der Preisaufgabe des deutschen ärztl. Vereins in St. Petersburg bestimmt. Die Gründe des Erscheinens vor Ausschreibung des 2. Termins zur Preisvertheilung im September 1839 sind in der Vorrede treffend und scharf auseinandergesetzt. Ferner erschienen von Eble viele Aufsätze in Journalen.

Von seinen Werken wurden übersetzt: in's Französische: Nr. 11. zu Brüssel 1836; Nr. 2. von E. de Losen, ebend, 1836; und in's Dänische Nr. 13., zu Kopenhagen. — Auch erfahre ich so eben, daß von Nr. 14. eine französische Uebersetzung in Paris unter der Presse ist, demnach binnen Jahr und Tag dem praktischen Theile dieselbe Auszeichnung werden dürfte.

Wenn wir nun den schriftstellerischen Charakter Eble's im Ganzen überblicken, so ergiebt sich, daß er den alten Ruhm der Medicin in unserem Vaterlande: Erfahrung und darauf gebaute Vernunftschlüsse schimmernden Hypothesen, Kenntnisse Träumereien vorzuziehen, bewahrheiten half. Wir haben in Zeiten, wie die jetzige, wo man den Werth des gesunden Verstandes und redlichen Strebens im Gegensatze zur zweideutigen Genialität immer mehr schätzen, ja mit Sehnsucht herbeiwünschen lernt, Grund, das Andenken eines solchen Mannes zu segnen, und seinem Beispiele zu folgen!

Dr. E. F. v. Feuchtersleben.

II.

Novellen und Skizzen.

II.

Der ärztliche Besuch.

I.

Der Wagen des Doktors Melfort rollte bei Nacht und Nebel durch eine vom Mittelpunkt der Stadt entfernte Vorstadt London's, und das häufige Umlenken des Kutschers schien anzudeuten, man suche einen Punkt, der eben so schwer wie der Nordpol aufzufinden sein mußte. Dabei wurden die Straßen immer enger und schmutziger, so daß der Arzt sich genöthigt sah, seinen Wagen zurück zu lassen und zu Fuße zu gehen. Nachdem er lange umhergefragt, gesucht, hin und her gewandert war, kam er endlich in dem gesuchten Orte an. Im Laufe des Tages hatte nämlich der Doktor Melfort ein von weiblicher Hand geschriebenes Billet erhalten, dessen Inhalt in wenigen aber ergreifenden Worten dahin lautete, der Ruf des Arztes sei bis zu den Ohren Helene Dalby's gedrungen, und ihre letzte Hoffnung stütze sich einzig und allein noch auf ihn, um eine leidende, von allen Aerzten aufgegebene Mutter vom Tode zu retten.

Der Doktor wurde in eine schlichte, im zweiten Stock gelegene Wohnung gewiesen. Auf einem niedrigen und schlechten Bette lag eine Frau, deren Züge mehr Leiden als Jahre

entstellt zu haben schienen. Am obern Theile des Lagers knieete ein junges Mädchen, deren angegriffene Augen, bleiche Wangen und niedergeschlagene Miene von langen Nachtwachen und tiefem Grame zeugten. Ihre ganze Kleidung bestand aus einem schwarzwollenen Kleide, auf welches einige Locken ihres Haares herabfielen, das sie anspruchslos gescheitelt trug. Der matte Schein einer halberloschenen Lampe beleuchtete diese Scene und bot dem Auge ein Bild des Elends dar, welches betrübend auf das Gemüth einwirken mußte.

Beim Eintritte des Arztes erhob sich eiligst Helene mit den Worten: „Sie sind ohne Zweifel der Doktor Belfort?"

Letzterer machte eine bejahende Verbeugung, und die Jungfrau deutete mit Thränen in den Augen auf ihre Mutter. Der Doktor näherte sich der Kranken, welche in einen betäubenden Schlummer gesunken war. Es läßt sich nicht schildern, mit welcher tödtlichen Angst Helene dem Arzte ins Auge blickte, als er die von Fieberhitze glühende Hand ihrer Mutter in die seinige nahm! Zu ihm hingeneigt verschlang sie ihn mit ihren seelenvollen blauen Augen und hielt den Athem an sich, um seine Antwort zu vernehmen. Melfort richtete an Helene einige Worte, welche ihm diese bestimmt und genau beantwortete, denn sie hatte erfahren, der Doktor hasse die Weitschweifigkeit.

„Sie leben allein?" —

„Ja." —

„Und ihr Herr Vater?" —

„Mein Vater" — Unfähig, ihre Rede zu vollenden, deutete sie auf ihr Trauerkleid. —

„Die Patientin bedarf Jemandes, der die Nacht bei ihr wache. Schicken Sie nach einer Freundin."

Die Züge Helenens trugen noch immer das Gepräge der lebhaftesten Unruhe. „Ist noch Hoffnung vorhanden, Herr Doktor?" preßte sie endlich hervor.

„Es ist Hoffnung vorhanden," erwiderte dieser.

Helene ergriff des Arztes Hand mit Heftigkeit und führte

sie an ihre Lippen; eine Thräne rollte auf die Hand des Doktors, der nie eine ähnliche Rührung empfunden hatte. Melfort war nämlich ein Mann von ernstem Aussehen, zurückhaltendem Wesen und strengem Charakter, so daß selbst seine Bekannten es zu keiner rechten Vertraulichkeit mit ihm zu bringen vermochten. Er nahm jetzt eine Feder, verschrieb ein Recept und stand auf, um sich zu empfehlen. Helene bot ihm schüchtern und erröthend ein Goldstück an, denn es dünkte sie beinah, als sei die Belohnung solcher Dienste eine Beleidigung. Der Arzt stand einen Augenblick an, dann machte er eine Bewegung, als wolle er das Dargebotene annehmen; dabei entschlüpfte aber der zitternden Hand Helenen's das Goldstück und rollte unter das Lager der Kranken.

„Bemühen Sie sich nicht," sagte der Doktor, „ich muß noch einen Kranken besuchen und hab' es etwas eilig." Mit diesen Worten verließ er rasch das Zimmer.

II.

„Anastaschen, nimm schnell Deinen Shawl um. Man hat an der Thür geläutet, es muß der Doktor seyn. Strecke Dich auf dem Sopha aus, aber nur zur Hälfte, und neige Dich mehr nach dieser Seite hin. So! das ist graziöser und bei Weitem malerischer! Du, Betty, stelle die Lampe in jene Ecke, damit sie einen mehr magischen Schein auf das Sopha werfe. Schön! nun mag der Doktor kommen!"

Anastasie war hübsch, und Alles wurde ins Werk gesetzt, um sie wo möglich noch zu verschönen. „Ach!" begann die zärtliche Mutter wieder, „nimm doch ein Buch in die Hand; Du mußt beschäftigt aussehen, vor Allem aber vergiß mir Deine hinreißende, schmachtende Miene nicht."

Und Alles das eines Doktors wegen? So viele Umstände einem barschen und grämlichen Arzte zu Gefallen? Ja, ja, denn man erwäge wohl: dieser Arzt war kaum fünfunddreißig

Jahre alt, und seine Praxis brachte ihm jährlich an zwölftausend Pfund Sterling ein.

Frau von St. Vincent empfing den Doktor mit der zuvorkommendsten Höflichkeit, und Anastasie grüßte mit bezauberndem Lächeln. Sie reichte ihm ihre weiße, zarte Hand und ließ ihrem Munde einige anmuthige Worte entgleiten. Der Ton ihrer Stimme hätte wohl den Marmor erweicht, der Doktor aber blieb kalt und begnügte sich damit, ihr den Puls zu fühlen.

„Ist Gefahr vorhanden?" fragte Frau von St. Vincent mit von Thränen feuchten Augen.

„Keine. Hat wenig zu sagen. Liegt in den Nerven. Feder und Tinte! wenn ich bitten darf, meine Gnädige." —

„Hat wenig zu sagen!" murmelte Anastasie vor sich hin, „welch ein gefühlloses Herz!" —

Die Mutter hätte den Besuch verlängern mögen; sie überhäufte daher den Doktor mit Artigkeiten und Fragen und erzählte ihm von dem engelgleichen Gemüthe ihrer zärtlichgeliebten Anastasie.

„Feder und Tinte! gnädige Frau, meine Augenblicke sind kostbar!" sagte endlich Melfort etwas ungeduldig.

Nach dieser ungalanten Aeußerung des Arztes hielt die Mutter es für schicklich, ihn nicht länger aufzuhalten. Der Doktor verschrieb etwas, verbeugte sich und verschwand. —

III.

Die Worte des Doktors hatten Trost und Beruhigung in Helenen's Seele gegossen. Die Hoffnung strahlte aus ihren Augen und verdoppelte ihre Kräfte. Sylphidenartig schwebte sie um das Lager ihrer Mutter und milderte deren Leiden durch die rührendste Sorgfalt.

Als der Arzt am folgenden Morgen kam, eilte die Jungfrau ihm mit einem Gesichte entgegen, auf dem sich das Ge-

fühl der Freude und Dankbarkeit abspiegelte, und das mehr sagte, als es viele Worte vermocht hätten.

„Hat man die Nacht bei der Kranken gewacht?" —

Helene nickte mit dem Kopfe.

„Sie hatten eine Wächterin?" —

„Nein — ich selbst —"

„Sie selbst haben wieder gewacht! Sehr unrecht. Sie werden sich krank machen, liebes Kind."

„Sie verläßt mich keinen Augenblick," lispelte die Mutter.

„Ich kann sie doch nicht fremden Händen anvertrauen, Herr Doktor?"

„Ich sagte Ihnen ja, Sie möchten nach einer Freundin schicken." —

„Wir haben keine Freundin. Wie kämen Unglückliche dazu? Ueberdieß sind wir erst seit Kurzem in London.

„Der Doktor schwieg und schien zerstreut; er ward aber bald seiner Träumerei durch den Anblick zweier Goldstücke entzogen, welche die junge Dame Miene machte, ihm in die Hand drücken zu wollen.

„Nicht doch! Wir nehmen nichts von Wittwen und Waisen," sagte Melfort, indem er eine abwendende Bewegung machte, und auf das Eiligste Abschied nahm. —

Die Zeit verfloß. Der gewissenhafte Arzt stattete täglich seinen Besuch ab, und seine Gegenwart ward dem jungen Mädchen unentbehrlich, wiewohl es mit der Mutter immer besser ging. Jedes Wort aus dem Munde des Arztes war Helenen theuer: es war für sie ein Orakelspruch, den sie tief in ihr Herz prägte.

Helene mit ihrer Mutter hatte früher Northumberland bewohnt, und ein bescheidener Wohlstand bis zum Tode des Vaters in der kleinen Familie geherrscht, aber von diesem Zeitpunkte ab fingen Mutter und Tochter an, mit Nahrungssorgen zu kämpfen. Da wurde Erstere endlich gar von einer Krankheit befallen, und alle Geschicklichkeit der Aerzte scheiterte an einem

Uebel, das ihrem Leben ein Ziel zu setzen schien. Da hörte Helene auf das Rühmlichste vom Doktor Melfort sprechen, und schnell war ihr Entschluß gefaßt. Ihr geringes Besitzthum wurde zu Gelde gemacht, und bald hatten Mutter und Tochter die Hauptstadt erreicht. —

Unterdeß war auch in England jene furchtbare Krankheit ausgebrochen, die in Europa so unzählige Opfer gefordert hat. Der Doktor Melfort gehörte zu den Männern, die bei jeder Gelegenheit sich mit großmüthiger Selbstverleugnung der leidenden Menschheit annahmen. Es konnte also nicht fehlen, daß er auch jetzt seinem edlen Berufe gemäß sich anschickte, nach jener Stadt zu eilen, wo die Epidemie damals am Aergsten wüthete, in der Absicht, die Natur der Krankheit zu ergründen und ihr mit Erfolg entgegen zu wirken. Seine Reise-Anstalten waren getroffen, und der Tag der Abreise kam heran.

IV.

„Wie kommt es, daß Sie heute so ernst sind, Herr Doktor?" —

„Ich? Finden Sie?" und der Arzt nahm eine noch ernstere Miene an, denn er hätte Helene gerne weniger fröhlich gesehen.

„Sollte Ihnen etwas Unangenehmes widerfahren seyn?" —

„Nicht doch, Helene." —

„Hören Sie, lieber Herr Doktor, ich erlaube Ihnen, ernst und sogar verdrießlich in einem Palaste, Schlosse, oder sonst wo unter der vornehmen Welt, die Sie besuchen, auszusehen; allein hier bei uns müssen Sie mir hübsch heiter und vergnügt sein! Merken Sie sich das! — O ich möchte reich sein! Herr Melfort, dann würde ich diese schlichte Wohnung in einen prachtvollen Tempel verwandeln, und Sie behandeln, wie die Alten ihre Götter!"

„Sie sind eine kleine Heidin." —

„Geben Sie mir, was für Namen Ihnen beliebt; wenn ich reich wäre, thät' ich das. Doch nein! ich würde dieses Stübchen nicht anrühren, ich ließe Alles an seinem Platze, um mein ganzes Leben lang das Ortes zu gedenken, wohin Sie kamen, und dessen, was Sie gethan. Gleichwohl möcht' ich Vermögen besitzen, aber dann müßten Sie arm seyn. Doch bei alle dem — Euch Männern ist der Stolz ja wie angeboren!" —

„Helene, Ihr Scherz ist grausam, denn ich kam, Ihnen meinen Abschiedsbesuch abzustatten."

Kaum hatte der Arzt diese Worte gesprochen, als die Jungfrau, erblassend, sich schnell erhob und aus dem Zimmer stürzte.

Der Doktor Melfort, ohne seiner innern Aufregung ganz Meister zu werden, gab der Mistreß Dalby Verhaltungsregeln über die Diät, die sie zu befolgen hatte, um ihre Genesung zu befördern. Dann theilte er ihr mit, daß eine dringende Angelegenheit ihn auf einige Zeit aus der Hauptstadt entferne, und sagte der armen Wittwe Lebewohl. Nach Hause gekommen, setzte er sogleich seinen letzten Willen auf, worin der Name Helenen's nicht vergessen war.

V.

Vergebens hatte Doktor Melfort Helenen den Zweck seiner Reise verborgen. Ein Tagesblatt gerieth in des Mädchens Hände, und ihr Blick fiel auf den Namen des Arztes; man erhob darin sein Talent, seinen Eifer und seine Hingebung bis zum Himmel; man führte ihn als ein nachzuahmendes Muster an, und überall, hieß es, kämpfe sein Wissen kräftig und erfolgreich gegen die Krankheit und deren Fortschritte. Helene lernte so den Beweggrund seiner Abreise kennen, aber von diesem Augenblicke an hatte das Dasein für sie keinen Reiz mehr; ihr Frohsinn, ihr Eifer für die Arbeit, ihre Hoffnungen, Alles verließ sie, und kaum fand sie noch Kraft genug, um ihre arme

Mutter zu erhalten und die täglichen Bedürfnisse zu bestreiten Ein einziges Gefühl hatte sich ihres ganzen Gemüthes bemeistert: es war die Angst.

„Höre auf zu arbeiten, liebe Helene, der Tag neigt sich zu Ende, und schone Deine Augen," sagte die besorgte Mutter.

Helene, dem Rathe folgend, stützte den Kopf auf die Hand und gedachte der Vergangenheit. Da ließen sich plötzlich die gemessenen Schritte eines Mannes hören — die Jungfrau zitterte — sie erkannte diese Schritte — ihr ganzes Blut strömte nach dem Herzen.

Einen Monat früher würde sich Helene dem Doktor entgegen gestürzt haben. Jetzt verrieth allein das heftige Wallen ihres Busens ihre innere Bewegung. Aber die Rollen waren umgetauscht — der kalte, strenge Doktor eilte freudetrunken herbei und sagte ihr mit dem Ausdrucke der rührendsten Zärtlichkeit: „Wie unendlich glücklich macht es mich, Sie wieder zu sehen! meine Helene! Ich bin Zeuge der Opfer gewesen, welche Sie Ihrer Mutter gebracht haben: was würden Sie nicht für Ihren Gatten thun! Helene! schon längst im Stillen geliebte Helene, wollen Sie — willst Du die Meinige werden?"

„Ob ich es will?" lispelte jene kaum vernehmlich, indem sie tief bewegt und hoch erröthend an die Brust des überglücklichen Melfort sank. —

Nobili.

II.

Die Bewohner der Curorte.

Eine eigene Klasse in der menschlichen Gesellschaft bilden die Bewohner der Curorte, diese Menschen-Amphibien, die in jedem Elemente zu leben gewohnt sind, und, von Jugend auf abgerichtet, eine Rolle einstudirt haben, die nicht leicht ein Jeder so gut spielen wird, wie sie. Wenn das „non omnia possumus omnes“ in manchem Betracht eine ausgemachte Wahrheit ist, der Bewohner des Curortes macht sie zu Schanden; er ist, er thut, er treibt, er vermag Alles, und das mit einer Wahrheit, die wirklich wahr ist. Wir wollen uns denselben ein Bischen näher besehen.

Der Bewohner der Curorte ist Bauer oder Handwerksmann. Besuchen wir ihn, oder begegnen wir ihm in der prosaischen Zeit des Jahres, so finden wir ihn in die Kreise des Werkellebens herabgezogen; er schustert, er schneidert, er zimmert, er fährt als Lohnkutscher, und mit der Hacke auf der Schulter geht er hinaus, sein Feld zu bestellen, zum öfteren Herr und Knecht in einer Person zugleich. Was ihm indessen einen großen Vorsprung giebt vor seinen Nachbarn, den Nichtcurörtlern, ist, daß er sich bemüht, in hochdeutscher Mundart zu reden, daß er den ihm zur Seite schlendernden Gevattermann mit Sie anredet, daß er aus einer langen Rohrpfeife raucht und in einem Rocke auftritt, der vor 8 oder 10 Jahren die

Dienste eines wohlbewunderten Sonntags- und Nachtmahlsrocks vertrat. Er arbeitet, aber er läßt sich seine Arbeit wohl bezahlen, und hat die Tugend, nicht roth zu werden, wenn man ihm vorhält, daß sein Machwerk anderwärts billiger und besser zu haben sei. Aus begreiflich großer Anhänglichkeit an seine Geburtsstätte verschmäht er die Welt zu sehen, und gar bald, wenn es nur einigermassen seine Verhältnisse erlauben, legt er seine Schuster- oder Küferschürze ab, um den Herrn zu machen, wie er sich gern betitelt hört. In den Wirthshäusern ist er ein fleißiger Einsprecher. Hier unterhält er sich mit Wein und Kartenspiel; hier spricht er und bespricht er sich über die Staatsangelegenheiten, hier entscheidet er über große politische Fragen, z. B. über die neapolitanische Schwefelfrage, hier richtet und schlichtet er Prozesse, hier macht er den Raths- und Rechtsconsulenten für seinen bedrängten Nachbar, hier fertigt er bei Concursfällen die beliebigen Locations- und Distributions-Urtheile, und hier findet er sich in seinem Elemente, wenn er bei großen Veranlassungen, z. B. bei der Ankunft eines neuen Schellfisches, oder bei der Geburt irgend einer Prinzeß, das unaussprechliche Glück genießen darf, mit Honoratiorenphilistern oder mit Philisterhonoratioren eine Weile al pari zu stehen.

Der Bewohner der Curorte ist Hausbesitzer und Hausvermiether. Als solcher ist er bemüht, irgend ein Haus zu erwerben, was eine vortheilhafte und gesuchte Lage hat, uud als solcher ist er bemüht, demselben inner- wie außerhalb so viel Empfehlendes zu geben, daß seine Rechnung, zahlreichen und anständigen Zuspruch zu erhalten, nicht leicht fehl gezogen ist. Jährlich, beim Herannahen der Curzeit, beginnt er seine große Revue; von oben bis unten wird Alles ausgebessert, angestrichen, getüncht, tapezirt, gewaschen, ergänzt: und ist dieß Alles geschehen, und sind die Jalousieen so fest geschlossen, daß auch nicht ein leiser Strahl von Licht sich in das Zimmer zu stehlen vermag, dann räumt er mit den Seinigen die Werkstube und bezieht wunderbar in Hintergebäuden oder in abgesonderten

Winkeln versteckte Kämmerchen, um auch das letzte Opfer, das seiner Bequemlichkeit, gebracht zu haben, wenn es die Aussicht auf Gewinn gilt. Dem Hause selbst darf es an einem anlockenden Schilde nicht fehlen. Entweder muß es ein großer Potentat seyn, bei dem man seine Einkehr nimmt, wie z. B. der Kaiser von Rußland; oder wir dürfen nicht anders als in große Weltstädte eintreten: in London, Paris, Petersburg, Wien, Berlin; oder es muß wenigstens das Epitheton „Gold" dem Rosse, dem Hirsch, der Wage, der Kette, dem Brunnen vorgesetzt seyn, damit Jedermänniglich wisse, daß es sich hier nicht um gemeine Geldsorten handelt, und daß man das Gold, welches aus entlegenen Adern herbeifließt, jetzt, wo es den grundherrlichen Boden berührt, so fast de jure als sein Eigenthum anzusehen beliebt. Der Hauswirth und dessen Genossen gehen im Sonntagsputze; die Flügel der Hausthüre werden weit geöffnet, jeder der Vorübergehenden wird mit streng prüfendem Auge gemustert, und Alle, die in Versuchung gerathen, sich die Zimmer zu besehen, sind mit einer Höflichkeit, einer höfischen Zuvorkommenheit empfangen, von welcher man anderwärts keinen Begriff hat. Man kann froh sein, wenn man mit dem gemeinen Titel eines Barons oder einer Excellenz davon kommt; auf jeden Fall muß man es sich gefallen lassen, das Prädikat „Herrschaft" mit den Großen zu theilen, und wäre man auch nur ein schlichter Handelsmann oder Handwerker aus der Stadt oder vom Lande. Wer eitel genug ist, sich als Grafen oder gnädigen Herrn für den Augenblick einführen zu lassen, der zahlt einige Gulden Miethe wöchentlich mehr, und hat, wenn auch sein Paß protestando gegen ihn auftreten sollte, doch das Vergnügen, an seinem hohen Range nichts einzubüßen, da der Hauswirth schlau genug erfahren haben will, daß der fremde Herr, wie die hohen Häupter, unter geborgtem Namen und incognito reist. Man wendet dem Curgaste, der bald als ein Glied der Familie sich einheimisch findet, nicht nur alle erdenklichen Aufmerksamkeiten zu, sondern man erweist ihm auch in

allen Fällen, wo er deren bedarf, wirklich die freundschaftlichste Theilnahme. Des Fragens nach dem hohen Befinden hat es kein Ende; vom Herrn bis zum Knecht macht es sich jeder zur Angelegenheit, täglich, stündlich, dem Fremden etwas Angenehmes, etwas Schmeichelhaftes zu sagen, sein Aussehen besser, seine Farbe blühender, seinen Gang fester, sein Gemüthliches heiterer zu finden; und gilt es dem Scheideaugenblick, dann entladet sich ein Strom von Betheuerungen, Versicherungen und von Wünschen, die kein Complimentirbuch und kein Wörterbuch reicher und vollständiger aufzuweisen hat. Leichter rollt der Wagen des Gastes nach der Heimath zurück; der freundliche Wirth hat Sorge getragen, daß das Lästige, das Beschwerende hinweggeräumt wurde.

Der Bewohner der Curorte ist Gastwirth. In dieser Kategorie kann man ihn füglich allen Gastgebern in den größten Städten zur Seite stellen. Er hat sich entweder auf Reisen, oder durch eine lange Praxis, oder durch das Besehen großartiger Wirthschaftseinrichtungen die Routine erworben, die seine Stellung zu einem Publikum von allen Ständen erheischt. Er besitzt die nöthige Geschliffenheit, seine Manieren sind einladend, sein Anzug stattlich, und er giebt sich Mühe, seinen Gästen, die gerade nicht deutsch reden mögen, mit fremden Zungen entgegen zu kommen. In seinem Gasthofe herrscht Luxus; eine zahlreiche gewandte Dienerschaft stehet an Thüren, in Corridors, in Sälen, des leisen Winks gewärtig; in der Küche drehen französische Köche den Bratspieß; die schmackhaftesten Weine lagern in seinem Keller, und auf die Tafeln ist eine Mannichfaltigkeit von Gerichten aufgetragen, wie sie der Gaumen des Feinzünglers nur wünschen mag. Manche Badeorte sind deswegen ihrer vorzüglichen Wirthschaftseinrichtungen und ihrer köstlichen Tafeln wegen berühmt geworden, und gar Mancher, der für einen guten Gastronomen und Gastrodynamiker gehalten sein will, besucht daher gar vorzugsweise solche Orte, in denen er seine Rechnung sicher zu finden weiß.

Noch sind der Betriebs- und Erwerbszweige an Curorten, außer den genannten, gar mancherlei. Ein Jeder sucht sich, wie er sich ausdrückt, das Bischen Cur so nutzbar wie möglich zu machen, und mancher vergißt über dem „auri sacra fames“ wirklich die Würde seiner Stellung und seines Berufes. Die Zahl der dienstbaren Geister, die um ein kleines Handgeld zu Allem erbötig sind, heißt Legion, und Cicerones, Wechsler, Kaufleute, Putzmacherinnen, Wasch- und Nähjungfern, Miethkutscher und Eselstreiber bilden ein so vielfaches Intermezzo und Durcheinander, als man es nur auf den großen Plätzen belebter Städte zu sehen gewohnt ist. Ist der Lärm vertobt, so ist des Nacherzählens und des Wiederkäuens, das bis in den Winter hinein dauert, kein Ende. Jeder läßt von Ferne den Barometerstand sehen, und Alle rühmen sich — wenn's wahr war — eine gute Cur gemacht zu haben, vom ersten Aubergisten bis zur Nähjungfer und dem Eseltreiber herab, für jetzt zufrieden gestellt, aber mit scharfer Trüffelhundsnase hinausspähend nach dem Winde, der nach Verlauf von acht oder neun Monaten wieder wehen wird. Ob der arme Curgast denn auch eine gute Cur gemacht haben mag? Ich frage nur.

F. v. F.

III.

Eine Pariser Privat-Heilanstalt.

Die Krankenhäuser in Paris haben ihren Sitz meistentheils in einem alten Hotel, dessen Erdgeschoß die Wirthschaftsräume, der große und kleine Saal, der Speisesaal, das Sprechzimmer u. s. w. einnehmen. Die oberen Stockwerke sind in eine Menge kleiner Zimmer abgetheilt, in denen die Kranken der höheren Stände wohnen. Die Kranken zweiter Klasse werden in den Räumen unter dem Dache oder in solchen, die man aus den früheren Ställen und Remisen gewonnen hat, untergebracht. Da im Prospectus einer Heilanstalt immer von der reinen Luft die Rede ist, so gehört dazu nothwendigerweise ein ziemlich großer Garten. Die Unterhaltung dieses Gartens wird gewöhnlich in Entreprise gegeben, d. h. gegen eine jährliche Summe von 100 Fr. macht sich ein Gärtner anheischig, ihn in Ordnung zu halten und mit Blumen zu versehen, wovon denn die nothwendige Folge ist, daß das Gras in den Gängen aufschießt, und daß in den Beeten keine Blumen wachsen. Hier allein findet man indeß die frische Luft, die so viel gerühmt wird, denn von der, die im Inneren des Hauses herrscht, ist es schwer, sich eine Vorstellung zu machen. Da die Verhältnisse und der Nutzen des Eigenthümers es so mit sich bringen, daß die Heil-Anstalt zugleich eine Restauration ist, so bildet sich nämlich

eine kulinarische und pharmazeutische Atmosphäre; es entwickelt sich ein fettiges und stinkendes Gas, das Uebelkeiten erregt.

In einem solchen Hause weilt die verschiedenartigste und wechselndste Bevölkerung, denn die Heilanstalt ist nicht nur ein Hospital und eine Restauration, sondern auch eine Art Gefängniß. Dadurch unterscheidet sich die Heilanstalt wesentlich von der bürgerlichen Pension. Diese ist, Alles wohl erwogen, doch nur ein unvollständiges Abbild einer kleinen Stadt; die Heilanstalt aber ein Bild der ganzen Gesellschaft. In der einen quartiert sich nur die Thorheit und die Lächerlichkeit ein; in der andern findet sich auch noch das Verbrechen und das Laster. Vermöge einer schwer zu begreifenden Toleranz wird nämlich einer großen Zahl von gerichtlich Verurtheilten die Erlaubniß zu Theil, ihre Strafe in einer Heilanstalt abzubüßen. Diese Toleranz kam zuerst nur den politischen Schriftstellern zu Gute, und da scheint sie noch am ersten zu rechtfertigen; denn unsere Sitten machen einen Unterschied zwischen einem Verbrecher und demjenigen, der ein moralisches Vergehen begangen hat, und unser Zartgefühl sträubt sich dagegen, daß ein politischer Schriftsteller mit einem Gauner, ein Dichter mit einem Diebe zusammengesperrt werde. Aber unglücklicherweise steht bei uns die Unsitte der Sitte immer sehr nahe, und allmählig hat sich diese Toleranz auch auf Bankerottirer, Betrüger u. s. w. ausgedehnt, so daß ein Theil der Verbrecher in den schmutzigen Zellen schmachtet, der andere sich in den Salons der Heilanstalt spreizt.

Von einem Freunde, der in einem solchen Hause wohnte, hatte ich eine Einladung empfangen. Es war im Sommer, und die meisten Bewohner des Hauses lustwandelten im Garten. Bei einem Blumenbusche bemerkte ich zwei Menschen, die ein Gespräch ganz in Anspruch zu nehmen schien. Der Eine war jung und kränklich; sein Anzug war im höchsten Grade elegant; der Andere, von untersetzter Gestalt und strotzender Gesundheit, hatte etwas Gemeines in seinem Wesen und

sah aus, wie ein Handwerker, der sich in seinen Sonntagsputz gesteckt hat. Ich erkundigte mich bei meinem Freunde, wer diese beiden Männer seien, die sich so angelegentlich unterhielten, obgleich sie von ganz verschiedenem Stande zu sein schienen. Der Erste, wurde mir gesagt, sei ein reicher deutscher Baron, der sich wegen einer unheilbaren Hautkrankheit hier aufhalte, der Andere ein Maurermeister, der einen betrügerischen Bankerott gemacht.

Beide sind vortreffliche Kunden: der Baron muß tüchtig zahlen, weil er reich, der Maurermeister, weil er schuldig ist. Der Eine lebt in der Hoffnung der Heilung, mit der er von einem Monat zum anderen vertröstet wird, der Andere in der Furcht, ins Gefängniß abgeführt zu werden. Die Vertraulichkeit dieser beiden Männer, die anfangs befremdlich scheint, erklärt sich auch sehr leicht; der Maurermeister ist allein dickfellig genug, um sich dem Baron zu nähern und die pestilenzartige Luft in dessen Zimmer einzuathmen. Beide bekämpfen indeß deren schädliche Einflüsse durch eine ungeheure Consumtion von Bier und Tabak, obschon dieß den Vorschriften des Arztes zuwider ist. „Und die Besitzerin des Hauses duldet diesen Verstoß gegen die Sanitäts-Gesetze, die hier despotischer als irgendwo herrschen müssen?" — „Wie würde wohl," antwortete mein Freund, „das Geschäft rentiren, wenn die Kranken gesund würden? Jede Flasche Bier erfordert am nächsten Tage einen Topf Salbe für den Baron, um seine Haut einzureiben, und er wird nicht nur für das, was er trinkt, eingerieben, sondern auch für das, was der Maurermeister trinkt." — „Aber der Unglückliche wird sterben." — „Das wird man schon verhindern. Die Hautkrankheiten sind als die einträglichsten für die Heilanstalten bekannt; man wird nie davon geheilt, aber man stirbt auch nur langsam daran. Eine Hautkrankheit ist fast eine lebenslängliche Rente für eine solche Anstalt, und deshalb läßt man sie nicht zu rasche Fortschritte machen. Kein Kranker wird sorgfältiger behandelt, als der Baron.

Ich muß gestehen, daß diese Betrachtungen mir schwer auf's Herz fielen, und daß ich mich wohl unter irgend einem Vorwande vor dem Mittagessen entfernt haben würde, wenn mich nicht ein neues Begegniß auf andere Ideen gebracht hätte. Ein junger Mann redete mich mit den Worten an: „Sie sind es, mein Theurer; speisen Sie mit uns? Ich werde Champagner kommen lassen, denn ich gehöre zum Hause." — „Sie? In welcher Eigenschaft denn?" — „Nun" versetzte er lachend, „als Kranker." — „Als Kranker mit Ihrer blühenden Gestalt? Dann sind Sie wohl ein eingebildeter Kranker?" — Das nicht, sondern die Sache verhält sich so. Ein Jude leiht mir 20,000 Fr., d. h. er giebt mir 100 Louisd'or in Geld und 17,600 Fr. in Windsor-Seife, in Siegellack, in Schnürleibern und ähnlichem Krame. Als die Verfallzeit gekommen war, verfolgte er mich. Ich schlug ihm einen Vergleich vor, den er ablehnte. Ich rächte mich. Er hatte mir das Geld in Seife und Siegellack vorgestreckt; ich bezahlte mit Gefängniß. Da aber Clichy ein abscheulicher Aufenthalt ist, so wurde ich am Tage nach meiner Gefangensetzung von einer chronischen Leber-Krankheit befallen. Ich wurde unter Androhung des Todes verurtheilt, gut zu speisen, zu reiten und mich auf alle Weise zu zerstreuen. So bin ich in diese Anstalt gekommen, in welcher ich mich pflege, so gut ich kann, und meine endliche Heilung abwarte, die in zwei Jahren eintreffen wird; denn drei Jahre bin ich schon hier, ohne daß meine Krankheit im Geringsten abgenommen hat."

Endlich kam die Eßstunde. Wir waren ungefähr 25 Personen zu Tische: Gegen das Essen war nichts auszusetzen, aber der Anblick des Tisches war mächtiger als mein Appetit. Mir gegenüber saß eine Schwindsüchtige, etwas weiter ein Einarmiger, den ich anfangs für einen Militair gehalten, von dem ich aber erfuhr, daß er den Arm durch Skropheln verloren. Das Gespräch fiel auf die Literatur. Ich ließ die Unterhaltung sich zwischen einem reichen Geizhalse und einem Professor der

englischen Sprache, der sich der Fälschung schuldig gemacht hatte, entspinnen. Der Eine wurde in seinen klassischen und moralischen Meinungen durch einen Mann unterstützt, der ein heimliches Spielhaus gehalten hatte, während dem Anderen, der die Romantik verfocht, ein Wassersüchtiger sekundirte, der den Bauch Fallstaff's zu haben behauptete.

Die Herrin des Hauses zeigte einige Aehnlichkeit mit der Besitzerin einer Pension. Sie bethätigte dieselbe Geschicklichkeit im Zutheilen der Gerichte, denselben Aerger, wenn eine unberufene Hand von derselben Schüssel nahm. Aber an die Stelle der humoristischen Geschmeidigkeit der Pensions-Besitzerin trat hier eine strenge Autoritätsmiene, welche nur durch meine Anwesenheit gehindert wurde, sich in ihrer ganzen Herbigkeit zu zeigen. Hinter den Worten dieser Frau sah man wie ein drohendes Gespenst entweder den Arzt aufsteigen, wenn sie dem Appetit der Kranken eine Gränze setzten, oder den Polizei-Präfekten, wenn sie der Gier der Verurtheilten Einhalt zu thun suchten. Nur zwei der Anwesenden, unter denen der Baron, hatten unbedingte Freiheit zu essen, da sie sich nur selbst schaden konnten, und da die Apotheke dabei hundertfach gewann, was die Küche verlor.

Endlich endete das Essen. Als man von Tische aufstand, befremdete mich am meisten die gänzliche Verschmelzung der verschiedenen gesellschaftlichen Elemente, die im Salon zu Stande kam. Außer den erwähnten Personen waren hier noch manche Leute von erprobter Redlichkeit und von gutem Tone, die sich ihrer Gesundheit wegen hier aufhielten. Ich glaubte, daß sie sich in eine Ecke zurückziehen würden. Zu meinem großen Erstaunen entspann sich eine allgemeine Unterhaltung, von der Niemand ausgeschlossen war. Zwei junge Mädchen, die hier bei ihren kranken Müttern wohnten, elegante Damen, die ihre Brüder oder Verwandte besuchten, traten mit dem Maurermeister und jedem andern Bewohner des Hauses in einen Kreis zusammen. Die Heilanstalt verschwand einen Augenblick und

verwandelte sich in eine heitere und glänzende Gesellschaft, in der von Moden, Schauspielen, Concerten gesprochen wurde.

Als die Mahlzeit zu Ende war, ließ ich mich der Regentin dieses sonderbaren Reichs vorstellen, und unterhielt mich lange mit ihr. Sie ist nicht mehr jung, aber gewiß einst schön gewesen; ihr Wesen ist rauh, aber es steht ihr eine Auswahl feiner Ausdrücke zu Gebote. Wenn man sie an einem anderen Orte sähe, so würde man sie geistreich finden und fragen, woher sie ihren Geist habe; wenn man aber an der Quelle steht, aus der sie ihn geschöpft hat, so erscheint derselbe fast als ein schrecklicher Cynismus. Nie habe ich von den menschlichen Leiden und Verbrechen mit solcher Kenntniß und solcher Gleichgültigkeit sprechen hören. Der Richter, der noch so gewöhnt an den Anblick des Lasters ist, der Arzt, der in die Hospitäler dringt, besitzen doch jeder nur eine Hälfte dieser Erfahrung, die den Glauben und das Gefühl tödtet. Die Frau schien mir von Holz und Eisen zu sein. Und dennoch ist ein Theil ihres Herzens der allgemeinen Verknöcherung entgangen. Diese Frau liebt, und liebt leidenschaftlich.

Indeß hat die Besitzerin einer solchen Anstalt auch Tugenden, die man vergeblich in der Welt suchen würde, und dazu gehört eine unerschütterliche Verschwiegenheit. Wie viele Frauen sind hier eingezogen, nach deren Ankunft eine Hebeamme herbeigerufen wurde! In den Mauern dieses Hauses sind ganze Romane begraben. Ich selbst kann ein kleines Abenteuer erzählen, dessen Geheimniß sich mir drei Wochen nach diesem ersten Besuche auf einem Balle enthüllte; denn auch die Krankenhäuser geben Bälle.

An dem Tage, wo ich hier zu Mittag speiste, entfernte ich mich erst, als es schon finstere Nacht war. Chaillot vereinsamt früh, und ich traf auf der Straße einen stillstehenden Postwagen, von dem der Postillon abgestiegen war. Ich trat näher, weil ich ein Unglück fürchtete, als mir eine Frauen-Stimme entgegentönte und in bittendem Tone zu mir sagte:

„Mein Herr, könnten Sie dem Postillon nicht die Heilanstalt des Doktor N. zeigen? Der Mensch ist betrunken und klopft an alle Thüren.“ — Die Sprechende hatte sich etwas aus dem Wagen gebeugt, und die Laterne brannte hell genug, um mir zu zeigen, wie schön ihr Gesicht war. In den Augen und im Tone dieser Frau lag eine gewisse Unruhe, welche sie wohl nicht bemerken ließ, mit welcher Neugierde ich sie betrachtete. Als sie es gewahr wurde, zog sie sich in den Wagen zurück und verschleierte ihr Gesicht. Ich begleitete sie bis zu dem Hause, welches ich eben verlassen hatte, gelobte mir aber, mich nach ihr zu erkundigen. Ich befragte meinen Freund. Er hatte sie nicht gesehen und nichts von ihr gehört. Niemand im Hause wußte etwas von einer Pensionairin oder Kranken, die in einer Post-Chaise angekommen. Ich vermuthete, daß sie den Doktor nicht zu Hause gefunden und sich anderswohin gewendet.

Der Ball-Abend kam, und in einem Hause, das Kranke oder Verbrecher bewohnten, wo die Krankheit in allen Stockwerken herrschte, und wo es schien, als ob die Scham die Thüren verschließen würde, welche der Schmerz nicht geschlossen hatte, entstand ein Drängen und Treiben, entfaltete sich eine blendende Pracht von Blumen, Diamanten und schönen Frauen. Eine einzige Gestalt erinnerte während dieses lärmenden Festes an den Tod. Es war die einer jungen brustkranken Dame, welche auf vieles Bitten die Erlaubniß erhalten hatte, in einem Winkel des Saales zu verweilen. Dort saß sie unbeweglich und sah mit glühendem Blicke dem Tanze zu. Sie zitterte vor unheimlicher Freude, wenn der Tanz in leichtem Wirbel ihre lachenden Schwestern vor ihr vorüberführte. Sie versuchte, sich von ihrem Lehnstuhle zu erheben, und ich glaubte, daß es ihr gelingen würde, aber sie fiel wieder zurück.

Man darf nicht glauben, daß den Tanzenden die Gegenwart dieser Sterbenden unbekannt gewesen wäre; Jeder wußte, daß sie zugegen war, Jeder hatte sie gesehen. Aber der bewundernswerthe Instinkt des Egoismus trieb Alle, sie nicht zu

beachten und nicht von ihr zu sprechen, damit man nicht genöthigt sei, eine Minute dem Vergnügen zu entziehen und dem Mitleiden zu schenken. Ich selbst fühlte das Bedürfniß, diesem Gedanken nicht nachzuhängen, und so fragte ich meinen Freund nach einem ehemaligen Präfekten, der seinen Verstand verloren hatte, und der mir früher aufgefallen war. „Still, mein Freund," antwortete mir dieser, „seine Tollheit ist in Wahnsinn umgeschlagen, und heute Morgen hat er sich mit einem Messerstich getödtet. Aber sprechen Sie nicht davon, um das Vergnügen nicht zu stören. Er liegt nebenan. Die Frauen sind so reizbar; sie würden sich fürchten, und ich muß gestehen, daß ich die Galoppade, welche mir die Frau des Generals R., die Schwägerin des Doktors, versprochen hat, nicht gern versäumen möchte; sie ist heute erst aus England eingetroffen und reist morgen schon nach Brüssel."

Ich blieb an meinem Platze. Die tanzenden Paare wogten bei mir vorbei. Der Gedanke an den Todten beschäftigte mich so sehr, daß ich Niemand sah. Ein Paar stieß gegen mich, und ich hörte ein süßes Lachen. Ich blickte auf und sah meinen Freund mit einer eleganten und äußerst liebenswürdigen Dame tanzen. Sie kam wieder bei mir vorüber, und ich erkannte sie. Als sie sich gesetzt hatte, näherte ich mich ihr. Sie bemerkte mich und erblaßte. Ich wollte meinen Freund anreden, der auf mich zukam, als sie mit dem liebenswürdigsten Lächeln zu mir sagte: „Nicht wahr, mein Herr, Sie haben mich zum nächsten Contre-Tanz aufgefordert?" Ich beeilte mich, ihr zu erwiedern, daß sie sich nicht irre. Wir tanzten zusammen. Während einer Figur wendete sie sich zu mir und sagte, indem sie eine Falte ihres Blonden-Tuches ausglättete, und mit einer Miene, als ob sie von ihrem Kleide spräche: „Wenn Sie ein Wort sagen, bin ich verloren. Keine Frage über mich! Der Mann mit den weißen Haaren, der dort in der Fenstervertiefung steht, und dem ich jetzt zulächle, ist mein Mann. Wenn er ahnte, daß ich vor drei Wochen hierher gekommen

bin, während er mich in London glaubte, so würde er mich tödten." Sie konnte nicht weiter reden, denn die Reihe kam an sie; mit heiterem Gesicht und lächelndem Munde machte sie ihre Pas.

Als sie wieder zu mir zurückkehrte, beruhigte ich sie. Sie dankte mir, als ob ich ihren Fächer aufgehoben hätte. Der Ball dauerte bis zum Morgen. Ich verließ denselben gegen 6 Uhr, aber ich kam doch viel später in meiner Wohnung an. Der Grund war der, daß in der Einfahrt der Wagen, auf welchen meiner folgte, und in welchem die schöne Madame R. saß, mit dem Leichenwagen zusammenstieß, welcher den ehemaligen Präfekten wegführte. Es dauerte länger als eine Stunde, ehe die Verwirrung sich löste. Der Kutscher des Leichenwagens sagte zum anderen: „Dummkopf, Du hättest aufmerken sollen; ich brauchte nicht, wie Du, zu fürchten, daß unsere Passagiere in der Verwirrung vertauscht würden." — „O, still doch!" rief Madame R. erschreckt. — „Was thut das, liebe Dame?" erwiederte der Kutscher. Früher oder später kommen Sie doch dahin; ich kenne den Weg, und werde dann den Ort schon finden." — Ich sah mir den drolligen Kerl an; es war der Postillon von Chaillot, der Leichenkutscher geworden war.

Frédèric Soulié.

IV.

Ein musikalisches Hochamt in der Irrenanstalt von Bicetre.

Es war schon früherhin in diesen Blättern die Rede von den Bestrebungen französischer Aerzte, die Musik zur Heilung des Wahnsinns anzuwenden. Das neueste Heft des „Artiste“ enthält nun darüber folgende ausführlichere Nachricht:

„Gestern, als am ersten heil. Ostertage, ist im Bicetre durch die Wahnsinnigen der Abtheilung des Doctors Leuret ein musikalisches Hochamt gesungen worden. Warum sollte man über dieses so eigenthümliche Concert nicht etwas Näheres erfahren? Warum sollte das Publikum, das sonst so begierig nach Wundern hascht, diese unerwarteten Virtuosen verschmähen? Die Sage meldet, daß die Töne einer Leier die Steine zu den Mauern Thebens zusammenfügten; und mit diesen Tönen richtet die Wissenschaft heut zu Tage das eingestürzte Gebäude der Vernunft und der menschlichen Erkenntnißkraft wieder auf. Wir wollen hier die wissenschaftliche Erörterung über die Anwendung der Musik bei Behandlung der Geisteskrankheiten, deren ältestes Heilmittel sie wohl sein möchte, ganz übergehen. Ohne von dem Einflusse der Harfe David's zu reden, welche die Wuth des Saul besänftigte, nebst andern aus der heiligen Schrift entnommenen Beispielen, zeigt uns die Geschichte der

Griechen, die der Musik einen so sehr großen Einfluß beilegten, so wie die der Völker des Nordens und der wilden Horden aller Weltgegenden, den gewaltigen Einfluß der Harmonie und besonders der Melodie auf den Gang der Leidenschaften. Die Musik ist in Wahrheit die allgemeinste Sprache und ihre unbestimmte und unarticulirte Beredsamkeit doch die erregbarste und ausdruckvollste. Da sie fast nur allgemeine Ideen überträgt, spricht sie zu fast allen lebenden Wesen, und wird von denjenigen verstanden, die gar keine andere Sprache verstehen. Der ohne Erkenntnißkraft geborene Idiot wird, wenn er durch Kunst hervorgebrachte modulirte Töne vernimmt, still halten, aufhorchen und vor Freude weinen oder heulen, und Liszt erinnert sich gewiß noch der Eindrücke, die er vor einigen Jahren in der Salpetrière hervorgerufen hat. Der Narr, dessen Vernunft sich verloren hat, gewinnt die Aufmerksamkeit wieder und sammelt sich beim Anhören der nämlichen Töne; dieß aber ist nicht die wahre Anwendung der Musik als eines therapeutischen Agens der Narrheit. Man weiß jetzt, daß diese so erlangten Erfolge nur vorübergehend sind, und daß die geistige Verwirrung danach immer wieder ihre traurige Herrschaft ergreift. Der Arzt von Bicetre hat sich auch daher der Musik in ganz anderer Weise bedient. Statt seine Narren nur Zuhörer sein zu lassen, hat er Tonkünstler aus ihnen gemacht; er hat ihnen Partituren in die Hände gegeben, einen Maestro an ihre Spitze gestellt, und jeden Tag hat er sie eingeübt, erst die Tonleiter, dann im Chor zu singen, und so ist in zwei Monaten eine Messe einstudirt worden, die am Ostertage vor einem zahlreichen Publikum zur Ausführung kommen konnte, und der es nicht an Musikkennern fehlte, da selbst Liszt sich eingefunden hatte.

„Das mag wohl ein fremdartiger Anblick gewesen sein, diese Sänger in grobwollener Uniform und diese scharf gezeichneten Gesichter anzusehen, die einen in stummem Erstaunen, die andern mit Zügen einer kaum gelösten Verworrenheit, hier

und da durch einen eben vorübergegangenen Anfall abgestumpfte Fallsüchtige. Da die Geistlichen lange ausblieben, so hatte die Aufmerksamkeit der Musiker kaum eine so lange Prüfung aushalten können; mehre schliefen, zwei redeten mit sich selbst, und mehr als Einer war auf dem Punkte, ganz und gar zu vergessen, an welchem Orte er sich befinde, als das Zeichen gegeben wurde. Die erste Nummer des Chorals wurde ein wenig verworren vorgetragen; als es zum Kyrie eleison kam, das die ausgewählten Sänger mit großer Pünktlichkeit vortrugen, da war die Anregung geschehen. Eine lange Predigt, die man auf dem Chor nicht verstehen konnte, brachte bald dieselbe Wirkung, wie das Säumniß vor der Messe hervor; der Schlaf und einige Ungebührlichkeiten stellten sich ein; doch ging das Credo vortrefflich durch, und ich sah, wie Liszt zweimal Zeichen des Beifalls gab. Die beiden Stücke, die am besten gesungen wurden, waren ein französischer Gesang während der Elevation und das Domine salvum etc.

„Ich will nun angeben, wie das Musikcorps zusammengesetzt war; es bestand ungefähr aus 45 Sängern, die in zwei Classen eingetheilt waren, die eine für den Choral, die andere für die Partitur. Bei dieser letztern befanden sich einige fallsüchtige Kinder, deren Erziehung wegen ihres traurigen Leidens ganz hatte aufgegeben werden müssen, die darum doch nicht eigentlich zu den Wahnsinnigen gerechnet werden konnten. Die Tenorsänger litten an Manie und Monomanie, unter den Bassisten waren zwei ganz Wahnsinnige, kurz, die Sänger waren allen Stufen des Irrseins entnommen, und einige litten sogar am stumpfsten Blödsinn. Eine Ausnahme muß ich zu Gunsten des Baßgeigers machen, der aber blind war.

„Es versteht sich von selbst, daß das artistische Ergebniß hier das Geringste von Allem ist, und wenn es interessant genug ist, davon zu sprechen, so kann es sich nur als medicinisches Ergebniß geltend machen; denn wozu nutzt es zuletzt, ein Corps von Sängern mit so vieler Mühe zusammen zu bringen, die

doch am Ende nur mittelmäßig sein können, wenn nach der Stunde der Einübung und Aufführung der Wahnsinn wieder seine Rolle spielt und sein ungeregeltes Regiment walten läßt? Die Zukunft allein kann den medicinischen Werth der Neuerung des Herrn Leuret bestimmen. Indessen erlaubt schon die Gegenwart, sehr glückliche Folgen davon zu erwarten: ich habe mich überzeugt, daß mehre Melancholie-Narren Lust und Freude am Leben wieder gefunden hatten, seit sie sich den Gesangübungen widmeten. Diese tägliche und bald liebgewonnene Beschäftigung unterbricht die gefährliche Einheit ihres sinnenden Hinbrütens und hindert so das ewige Zurückkehren ihrer Gedanken auf den Punkt, von welchem ihr Wahnsinn ausgeht. Bei denjenigen, welche sich im Zustande einer chronischen Manie oder im Beginne des Wahnsinns befinden, bringt die Gewohnheit der Ordnung, der Regelmäßigkeit und die Nothwendigkeit, etwas mit Methode und oft zu thun, heilsame Modificirungen in ihren armen Schädel. Die Musik kann besonders als eine Thätigkeit, als eine die Langeweile ausschließende Thätigkeit, die vorzugsweise auf Geist und Gefühl wirkt, den Wahnsinnigen große Dienste leisten. Die Wissenschaft und die Menschlichkeit sind daher dem geschickten Arzte von Bicetre für seine Bemühungen Dank schuldig, und es verdient der Arzt der Salpetrière, Herr Mitivié, ihm an die Seite gestellt zu werden, da auch dieser seit dem Monat Januar dieses Jahres seinen Kranken Gesangunterricht ertheilen läßt."

V.

Der taubstumme Arzt.

Doktor X . . . . war nicht nur in dem Theile der Stadt, wo er seine Kunst zunächst ausübte, sondern auch weit und breit einer der gesuchtesten und beliebtesten Aerzte. Der vorzüglichste Grund seines schnellen Emporkommens (er war kaum einige Jahre von der Universität zurück), bestand darin, daß er — taubstumm war. Ist dieß möglich? Kann ein Mensch, dem Gehör und Sprache fehlen, eine Kunst erlernen oder üben, die das schärfste Auffassen der Töne, und nicht selten eine hinreißende Beredsamkeit zur Erreichung ihrer Heilzwecke erfordert? Und doch ist es wahr, lieber Leser, wenn ich dich versichere, daß Dr. X . . . . seinen großen Ruf dem Umstande verdankte, daß er für taubstumm gehalten wurde. Nur war er es zur rechten Zeit. Denn er hatte nur Gehör für das, was er zur Erkenntniß der Krankheiten seiner Pflegbefohlenen zu hören nöthig hatte — für alles Andere war er stocktaub. Daher entgingen ihm alle Reden, welche auf die häuslichen Angelegenheiten seiner Kranken, auf ihre Verhältnisse, Geschäfte, Speculationen, ehelichen Zwiste u. dgl. Bezug hatten; und wenn er sie auch gehört hatte, so schien er wenigstens nichts davon gehört zu haben. — Ihm waren die vertraulichen Reden seiner Kranken und ihrer Umgebung ein anvertrautes Heiligthum,

und sobald er aufgehört hatte, Arzt zu sein, war seine Mission zu Ende. Mit dieser, einem praktischen Arzte nöthigen Eigenschaft, von allem Dem nichts gehört haben zu wollen, was im Hause seiner Kranken in Momenten gesprochen wird, wo exaltirte Phantasie, gemüthliche Hingebung, Schmerz und Ungeduld zu unbesonnenen Aeußerungen oder vertraulichen Mittheilungen verlocken — mit dieser erkünstelten Taubheit verband Dr. X.... die Kunst, zu rechter Zeit stumm zu sein. Es machte ihm oft heimliches Vergnügen, die schlau angelegten Künste und Umwege zu beobachten, welche manche schadenfrohe Menschen anzuwenden pflegen, um dem Arzte irgend ein, die Krankheit oder die Verhältnisse eines Anderen betreffendes Geheimniß zu entlocken. Nie gelang es solchen geheimnißsüchtigen Neugierigen, ihn zu einer offenen Rede über den Zustand eines seiner Kranken zu bewegen. Da man es nach und nach an ihm gewohnt war, daß er, trotz seiner Kunst, am Krankenbette das lebendige Wort als Heilmittel zu gebrauchen — dennoch verschwiegen und bei allem scharfen Auffassen aller Aeußerungen seiner Kranken zu rechter Zeit taub war; so gewann er in wenigen Jahren ein Vertrauen, wie es selten ein junger Arzt genießt. Er blieb seinem Grundsatze treu, nie von seinen Kuren zu erzählen, nie von den glänzenden oder traurigen Verhältnissen seiner Kranken zu sprechen. Es empörte ihn, wenn er sah, wie besonders junge Aerzte sich dadurch ein Ansehen zu geben suchen, daß sie die Krankheiten derjenigen, die sich ihnen anvertraut hatten — die große Gefahr, in welche diese hierdurch versetzt wurden — die hochweisen Maßregeln, die sie selbst zur glücklichen Kur ergriffen, endlich die Hindernisse, die sie zu bekämpfen hatten, haarklein auseinandersetzten. Manche gehen sogar in ihrer Lieblosigkeit so weit, durch unbesonnenes Enthüllen der traurigen Umstände ihrer Kranken, über die Ursache der Krankheit, über die Schwierigkeit ihrer Heilung, über deren unglücklichen Ausgang und endlich über ihre eigene Philanthropie — Mittellosen mit solchem Eifer gedient zu haben — Aufklärung zu geben. „Char-

latane" (pflegte Dr. X .... zu sagen) „mögen es auf ihrem Gewissen haben, wenn sie die Krankheiten und die häuslichen Verhältnisse ihrer Kranken verrathen, blos in der Absicht, um damit bei ihren neuen Kunden zu prahlen."

Im glänzendsten Lichte zeigte sich aber die Taubstummheit des Dr. X .... bei einer Gelegenheit, wo er durch seine Verschwiegenheit und durch das kluge Ablehnen zudringlichen Eingehens in fremde Verhältnisse sein ganzes Glück, seine ganze Zukunft auf's Spiel zu setzen nicht unterließ. Diese Gelegenheit war folgende: Ein junger Mann, der sich ihm einst in einer Krankheit, die er geheim halten wollte, anvertraut hatte, wurde endlich durch das langsame Fortschreiten der mit ihm vorgenommenen Kur ungeduldig, und gab ihm durch das Zuschicken des Honorars in einem ziemlich trockenen Briefe deutlich zu verstehen, wie sehr sein Vertrauen zu ihm erschüttert, und daß er sich an einen andern Arzt gewendet hatte. Dr. X .... nahm gewöhnlich dergleichen harte Aeußerungen in Briefen für den Ausdruck momentaner Aufregung, und nicht selten traf es sich, daß gerade derlei Abtrünnige später das festeste Vertrauen zu ihm faßten. Er vernichtete den Brief, und stellte seine Besuche ein. Aber wie überrascht war er, als er an allen Orten, wohin sein Beruf ihn führte, zu seinem Leidwesen hören mußte, daß der eben abtrünnig gewordene Patient ihn laut einer Nachläßigkeit in seinen ärztlichen Pflichten, einer grellen Unwissenheit und — der Habsucht anklagte. Letztere Anklage beruhte vorzüglich darauf, daß es hieß, Dr. X .... habe die von dem neuen Arzte als unbedeutend gehaltene und in wenigen Tagen geheilte Krankheit (die aber nur durch heroische Mittel gewaltsam unterdrückt, keinesfalls getilgt war) absichtlich in die Länge gezogen, die Gefahr vergrößert, um desto reichere Früchte für die scheinbar große Kur einzuernten. Dr. X .... hörte diese ihm von allen Seiten zukommenden Klagen ruhig an, schwieg, und suchte mit aller Vorsicht jede Vertheidigung zu vermeiden. Er wußte recht gut, daß Viele dieses Schweigen mißdeuten

könnten; aber noch inniger war er überzeugt, daß Verschwiegensein Pflicht ist, und bedauerte nur, daß die Zukunft den jungen Mann auf eine traurige Weise eines Bessern belehren werde. Die ganze Sache wäre auch in Vergessenheit gerathen, wenn nicht der Charlatan, dem sich der Kranke anvertraut hatte, diese Kur überall ausposaunt, und nicht nur sich selbst in den Himmel gehoben, sondern auch seinen Kunstgenossen, Dr. X...., der grellsten Unwissenheit überall angeklagt hätte. „Nur um den Heilungsprozeß nicht zu stören," sagte er, „habe ich meinem Pflegbefohlenen das Uebel nicht so groß und gefährlich, als es wirklich war, geschildert; jetzt, wo es vollkommen geheilt, und der Gesundgewordene unsere Stadt verlassen, um seine Reise nach T.... anzutreten, muß ich der Wahrheit zu Liebe mir selbst das Zeugniß geben, daß der junge Mann auf dem besten Wege war, für immer siech zu bleiben, wenn er nicht den Muth gehabt hätte, seinem frühern Arzte sich zu entziehen." Während solcher Prahlereien unterließ der Charlatan nicht, hie und da Winke über die Natur des bevorstehenden Uebels fallen zu lassen. Diese Winke blieben nicht für den scharfen Beobachtungsgeist eines Mannes unbeachtet, dem sehr viel daran gelegen war, über die Krankheit jenes jungen Mannes etwas Näheres zu erfahren.

Die vom Selbstlobe übersprudelnden Erzählungen des Charlatans entgingen nämlich dem stillen Zuhören des Herrn L.... nicht, dessen Haus unser Patient fleißig besuchte. Da dieser eben auf dem Punkte stand, durch die Fürsprache jenes allgemein geachteten Mannes in Verhältnisse versetzt zu werden, die für dessen Zukunft von den vortheilhaftesten Folgen sein konnten, so mußte ihm natürlich daran gelegen sein, Alles zu vermeiden, was auf irgend eine Art auf seinen Charakter, seine Sitten und Lebensweise einen Schatten werfen könnte. Nicht minder wichtig war es seinem redlichen Gönner, sich zu überzeugen, ob er seine Gunst nicht an einen Unwürdigen verschwende. Die Gelegenheit zu dieser Prüfung ergab sich ihm

bald. Da Dr. X .... Hausarzt bei Herrn L .... war, und es Letzterem ernstlich darum zu thun war, über die Natur des Uebels, woran sein junger Freund behandelt wurde, und welches der Charlatan so ausschrie, eine der Wahrheit gemäße Aufklärung zu erhalten, so ließ er seinen Arzt unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit zu sich kommen; er suchte das Gespräch unbemerkt auf die Mühseligkeiten des ärztlichen Berufes und auf die Undankbarkeit mancher Patienten zu leiten. Nach und nach kam auch auf die ehemalige Krankheit seines Hausfreundes die Rede, und Dr. X .... war nicht wenig erstaunt, als er feierlich aufgefordert wurde, sich ganz bestimmt hierüber auszusprechen. „Es handelt sich," sagte L ...., „um das Glück einer ganzen Familie; Ihr Urtheil über die ehemalige Lebensart des jungen Mannes, der Sie überall als einen Ignoranten verschrieen, würde für mich weniger Gewicht haben, wenn ich nicht wüßte, daß Ihre Freundschaft für mich weit stärker ist, als jeder persönliche Groll. Ich erwarte daher von Ihnen die reinste Wahrheit, und hoffe, daß Sie mir so viel Discretion zutrauen werden, daß die ganze Sache unter uns bleiben wird." — „Wer hat Sie denn auf den Gedanken gebracht," fragte Dr. X .... den ernsten Mann, „daß Ihr Hausfreund jemals an einem Uebel krank war, dessen Ursprung mit seinen Sitten, seiner Lebensart so innig zusammenhängt, daß es ihre Achtung für denselben vermindern könnte? Und gesetzt, es wäre dem so, wollen Sie mich in die Classe jener Charlatane werfen, die, ohne Rücksicht für die zarten Verhältnisse ihrer Kranken, auf nichts Anderes, als auf ihren persönlichen Vortheil Rücksicht nehmen? Sie kennen meine Grundsätze, und wissen, wie theuer mir das von meinen Kranken anvertraute Gut von jeher war. Dieses Gut besteht nicht nur in der Gesundheit, sondern auch, und oft noch mehr, in dem guten Namen unserer Pflegebefohlenen. Wo käme es mit der leidenden Menschheit hin, wenn wir, ihre Anwalte, unser Amtsgeheimniß nicht heilig hielten? Ich achte Sie zu sehr, um

nicht annehmen zu müssen, daß nicht leere Neugierde, sondern die edelste Absicht Ihren heutigen Nachforschungen zu Grunde liege; aber eben die hohe Meinung, die ich von Ihrem Charakter habe, erhöht mein Staunen über eine Zumuthung von Ihrer Seite, zu welcher mein früheres Benehmen, mein Ruf und meine durchgehends beobachtete ruhige Haltung schwerlich Veranlassung geben konnten. Der Zauber ärztlicher Kunst ist vernichtet, sobald der Kranke nicht in der unerschütterlichen Ueberzeugung lebt, daß sein Wort in das Ohr des Arztes wie in eine unerreichbare Tiefe fällt. Wer mich zur Verletzung meiner heiligsten Pflicht, der Verschiegenheit, verleiten will, verkennt mich." — „Ich bedaure sehr," sagte L . . . ., „wenn meine gute Absicht an Ihrem festen Willen scheiterte; doch dürfte der Eifer, mit dem Sie meiner Anfrage auszuweichen suchten, mehr gesagt haben, als Sie wünschten, und ich bin vollkommen befriedigt." — Dr. X . . . . lächelte, und meinte, es sei gerathener, mit derlei Schlußfolgerungen vorsichtig als übereilt zu sein, lenkte das Gespräch auf einen gleichgültigen Gegenstand, und suchte, so bald als möglich wegzukommen. Als er die Treppe hinab war, bereuete er den allzugroßen Eifer, womit er die Neugierde des Herrn L . . . . ablehnte, ging noch einmal zurück unter dem Vorwande, als hätte er vergessen, die Gabe einer verschriebenen Arznei genau zu bestimmen, und bat noch einmal seinen Patienten, sein eifervolles Zurückweisen einer Anfrage nur für die consequente Durchführung eines mit seiner Denkungsart innig durchwebten allgemeinen Grundsatzes, keineswegs aber für die specielle Hindeutung auf die Verhältnisse irgend eines Menschen zu nehmen. L . . . . stellte sich scheinbar zufrieden, und der Doktor empfahl sich. Nach kurzer Zeit erhielt er jedoch von mehren Seiten einen Wink, daß er bei Herrn L . . . . nicht mehr das große Vertrauen habe, wie er dessen bis jetzt genossen; und diese Nachricht schmerzte ihn um so mehr, als er sich bewußt war, daß er nichts als seine Pflicht gethan hatte. In welcher hohen Bedeutung aber Dr.

X . . . . das Wort „Pflicht" nahm, wird dem Leser klar werden, wenn wir ihm sagen, daß dieser Arzt zur Zeit, als er noch den obenerwähnten jungen Mann behandelte, und dessen vollkommenes Vertrauen besaß, in die kleinsten Details seiner Verhältnisse eingeweiht wurde, und bei Gelegenheit eines vertraulichen Gesprächs erfahren hatte, daß eine Verbindung mit der elternlosen Nichte des Herrn L . . . . das Ziel war, wonach sein Patient strebte. Sie war nicht nur reich, gebildet und schön, sondern auch von den reinsten Sitten, und ihrem Ziehvater, der, selbst kinderlos, sein ganzes Glück in dem seiner Nichte fand, der einzige Gegenstand, um den sich alle seine Sorgen drehten. Aber Dr. X . . . . selbst, der bei den öftern Besuchen in L . . . . 's Hause als stiller Beobachter Gelegenheit hatte, die hohen Tugenden des Mädchens zu bewundern, wartete mit Sehnsucht auf einen günstigen Moment, um Herrn L . . . . seine Absichten und die innere Verfassung seiner Seele zu eröffnen, als eben sein Patient sich ihm vertraute. Ohne L . . . . 's Einwilligung hätte dieser wohl nie seine Absicht erreicht; leicht wäre es dem Arzte gewesen, durch ein Achselzucken während L . . . . 's Nachfragen seinen Nebenbuhler zu verdrängen; aber er erkannte seine Pflicht, und schwieg von seinen Gefühlen sowohl, als von den Verhältnissen seines ehemaligen Patienten. In einigen Monaten erfuhr er jedoch, daß es dem lärmenden Charlatan gelungen sei, den guten Namen seines Pflegebefohlenen zu verderben, ihn dem Hause und der Zuneigung L . . . . 's zu entfremden, sich als Hausarzt des Letztern einzudrängen, und auf Umwegen die Neigung und Hand seiner Nichte zu erschleichen. Dr. X . . . . blieb taubstumm gegen alle Erzählungen von dem Glücke, das sein sogenannter Collega gemacht, und nur in einem Momente innerer Aufregung, wo er seinen Gefühlen Luft zu machen sich genöthiget sah, schrieb er die Worte Boerhave's in sein Tagebuch: „Fac, et tace."

Severus.

VI.

Die Kindbettwärterin.

Von Leigh Hunt.

Die Kindbettwärterin — wir wollen das ganze Geschlecht in Bausch und Bogen nehmen — ist eine im mittlern Alter stehende, mütterliche Art von einem plauderhaften und vertuschenden, schmeichlerischen und befehlshaberischen, etwas- und nichtsverstehenden, nicht besonders delikaten, behaglichen und unbehaglichen, auch etwas abgeschmackten, blinzelnden Individuum zwischen Schlafen und Wachen, dessen Geschäft — unter Mitwirkung der Vorsehung und des Doktors — darin besteht, daß ein Kind nicht mit zu geringem Aufwand von Mühe in die Welt eingeführt und während des ersten Monats seiner Existenz nicht gar zu verständig behandelt wird. Ihrem System zufolge bestehen alle erwachsene Personen (ihre eigene Familie ausgenommen) aus Frauen, die in's Kindbett kommen, und aus Ehemännern, deren Pflicht es ist, ein ganz ausserordentliches Interesse an diesem hochwichtigen Ereignisse an den Tag zu legen, und die ganze herankeimende Generation sind Kinder mit tressenbesetzten Spitzenhäubchen, nicht fünf Wochen alt, mit unaufhörlichem Durst, schreienden Gesichtern, Hintern, die zum Draufschlagen einladen, und rothen spitzigen Händchen mit Andeutungen von Nägeln. Sie allein in der Welt versteht es,

Kraftsuppen zu machen. Sie schnupft, so daß man es sehen soll, trinkt ihren Branntwein mit gutem Bedacht, Thee unaufhörlich, nimmt einen Rath mit Unwillen auf, macht ein Schläfchen, so oft sie dazu kommen kann, erkältet sich, wenn die Thür knarrt, und führt sich den Rest dessen zu Gemüthe, was ihre Gebieterin zu essen und zu trinken übriggelassen hat, vorausgesetzt, daß es etwas ist, das sie sonst liebt. Doch hält sie mehr auf das Trinken als auf das Essen. Sie kann sich nicht, wie die Hausmagd, gute Bissen auf die Seite schieben, obschon es ihr höchstens die Wäscherin verargt, wenn sie sie über einer „Tasse Thee" oder einem andern „den Magen erwärmenden" Getränke antrifft. Ist sie mager, so ist sie gewöhnlich steif und gerade wie ein Stock und von einer Leibesbeschaffenheit, die nicht einmal durch Schnaps aufgetrieben werden kann. Ist sie dick, so geht dieß meistens in's Plumpe, sie hat gewöhnlich Anlage zu Gichtbeschwerden, und es gehört eine sehr gute Natur dazu, wenn die Reizbarkeit ihrer Stellung neutralisirt werden und die Waage sich auf die Seite der Behaglichkeit und Hoffnung neigen soll. Sie ist das Opfer des Wachens: die Schiedsrichterin ihrer Vorgesetzten; die Dienerin und zugleich Nebenbuhlerin der Doktoren; die eifrige Verfechterin aller altväterischen, frommen häuslichen Gebräuche in Beziehung auf Breinäpfe, Wiegen und Windeln; die Bewohnerin von hundert Kindbettstuben; die Juno Lucina der Alten, d. h. die Göttin der Geburt, in Gestalt einer Köchin. Ihr größter Trost bei einem Todesfall ist (nächst dem Credenztische im Winkel und der Thatsache, daß man ihren Rath in Beziehung auf ein Stück Flanell nicht angenommen hatte) die Schönheit des Leichnams, und ihr größtes Vergnügen im Leben, wenn Beide, Wöchnerin und Kind, schlafen, das Feuer knistert, der Kessel siedet und ihre Hühneraugen sie in Ruhe lassen. Dann nimmt sie zuerst eine Prise Tabak als pikanten Vorgenuß der Wonne, die ihrer wartet, oder als eine Art Vergnügensessenz; hierauf ein Glas Liqueur; sodann schüttet sie Wasser in den Theetopf;

nach diesem nimmt sie noch ein Glas Liqueur (das erste war ganz klein und der kommende Thee bringt eine Gegenwirkung hervor); sodann streicht sie ihre Schürze glatt, setzt sich bequem in ihren Armstuhl, gießt die erste Tasse Thee ein und sitzt eine oder zwei Minuten da, mit der unveränderten Behaglichkeit einer Eule, vielleicht auch nicht ohne einiges Geschnarch in das Feuer stierend.

Ob man es nun mit einer solchen Person unter Einem Dache aushalten kann oder nicht, kommt wie bei andern Leuten ganz darauf an, ob sie gutartig ist oder bösartig, und dieselben Eigenschaften beim Herrn oder der Frau des Hauses, zusammengerechnet mit dem Betrag ihres Verstandes oder dem Mangel daran, bringen die gleiche Gegenwirkung hervor. Demgemäß findet das Gute oder Schlimme, das von der ganzen Klasse im Allgemeinen gesagt wird, seine Anwendung auf die Individuen. Wie es nun in der Natur des menschlichen Herzens liegt, daß Jeder so viele Macht erstrebt, wie ihm nur immer möglich ist, und zwar der lustige Kamerad durch lustige Mittel, der Griesgram durch die entgegengesetzten: so ist die Kindbettwärterin, man mag nun ihr Temperament und Naturell nennen wie man will, schon durch ihr Geschäft dieser Art von Versuchung ganz absonderlich ausgesetzt, und ihre erste Bemühung, wenn sie in ein Haus tritt, ist, zu sehen, auf welche Art sie sich eine unbestreitbare und durchgängige Oberherrschaft aneignen kann. Je nachdem es ihr in diesem Punkte gelingt oder nicht, betrachtet sie die gnädige Frau als ein allerliebstes, vernünftiges, artiges, schwaches, leicht hinter's Licht zu führendes Weibchen, deren Gemahl (wie sie ihn nennt) „nicht dankbar genug sein kann, daß sie es sich um seinetwillen so sauer werden läßt," oder aber als eine französirte, grillenfängerische Madame, die dem armen Gentleman das Leben verbittert und mit ihren Launen in Beziehung auf „natürliches Leben" und ihren Schmähreden gegen Rum, Speck u. dgl. gewiß der Tod des Kindes sein wird. Auf gleiche Weise ist der Herr,

je nachdem er sich beträgt und ihre Offenbarungen als Evangelien annimmt, ein „angenehmer lieber Mann" — „ein vollkommener Gentleman" — „ein ganz eigenthümlicher Kamerad" — einer, der „nicht einsehen will, was zu seinem Besten dient" — der sich „weder leiten noch treiben lassen will," — der, „mit seinem Umherflankiren in und aus dem Zimmer" und dadurch, daß er sie „so furchtbar zum Lachen bringt" u. s. f. „die gnädige Frau tödten" wird und, wenn er „das Kind halten will, gerade aussieht, wie eine Kuh mit einem Leuchter." — „Das Kind zu halten" ist in der That eine Kunst, die sie ausschließlich sich selbst zuerkennt; Besuche oder Mägde müssen es für die größte Gunstbezeigung halten, wenn sie mit ihnen diesen Versuch wagt, und den ältesten Familienmüttern, die zur Wöchnerin kommen, werden freundliche Winke gegeben, wie sie wohl daran thun würden, eine kleine Lektion über dieses Kapitel anzuhören, und daß sie es sich ja nicht einfallen lassen sollen, ihre fein ausgesponnenen Theorieen an die Stelle ihrer soliden praktischen Uebung zu setzen; ja die Hebamme ist, freundliche Leserin, (nächst dem eigensinnigen Enkel) der größte Lehrer Ihrer Großmutter in Beziehung auf die Art, Eier auszuschlürfen, und Sie mögen sich vierzig Jahre lang damit beschäftigt haben, Madame, Sie können doch kein vollgültiges Urtheil darüber aussprechen, bevor sie das Mitleid gehabt hat, Ihnen die nöthige Belehrung ertheilen zu wollen.

Was den „Doktor" betrifft, so kann sie diesem gegenüber nicht ganz so kühn sein oder den Herrn spielen. Sie steht anerkanntermassen unter ihm, so lange er zugegen ist; und wenn er das Zimmer verlassen hat, so bleibt ihr ein zauberhafter Eindruck von seinen überlegenen Kenntnissen zurück. Gleichwohl hat sie auch bei ihm eine Menge Für und Aber, versteht sich aus lauter Gründen, die sich auf ihr eigenes Ich beziehen. Ist sie ihm geneigt, so „hat es nie einen so schönen Doktor gegeben," ausgenommen vielleicht Sir William oder Doktor Buttermund (beide todt) und immer mit Ausnahme des Einen,

den sie empfohlen hat. Er ist ein „artiger Mann," so geduldig, so ohne allen Stolz und doch so beharrlich; in schwierigen Fällen, in Fieberfällen, in Behandlung einer „leidenschaftlichen Lady" kommt ihm Keiner gleich. Ist sie ihm aber abhold, so ist er ein „Querkopf, ein Sonderling, ein borstiger Geselle," hat die „neue Methode," die ohne Zweifel sehr gut ist, aber sie ist nicht daran gewöhnt; auch hat sie dieselbe nie bei Doktoren am Hofe bemerkt. Sie mag ihm nun aber hold sein oder nicht, jedenfalls hat sie selbst ihre eigenthümlichen Vorzüge und ist in Beziehung auf Erfahrung und gutes Glück allen andern Wärterinnen überlegen. Immer hat sie einen noch schwierigeren Fall ersehen, als der vorliegende ist, und weiß, was man damals that; und Doktor Gripps, den man immer in solchen Fällen rufen ließ und der ein sehr angenehmer, obwohl etwas rauhhaariger Gentleman ist, nennt sie seine „zweite rechte Hand."

Ausgerüstet mit diesen Hauptbegriffen im Allgemeinen und dem stärkstmöglichen Gefühl ihrer zeitlichen Oberherrschaft über den Herrn und die Frau vom Hause, nimmt sie Besitz von der neuen Stube und den neuen Gesichtern, und das Motto in ihrem Wappenschilde heißt: „Diesen Monat lang." Diese Phrase hat sie immer bei der Hand wie ein Scepter, um ihre Privilegien damit zu beweisen und allenfallsige Einwendungen niederzuschlagen. „Diesen Monat lang" darf die Lady kein Buch lesen. „Diesen Monat lang" darf Niemand einen Finger an das Bett legen, um es zu machen, bevor sie das Dekret dazu erlassen hat. „Diesen Monat lang" ist das Hereinrufen, wenn angeklopft wird, lediglich in ihre Hand gegeben. Und „diesen Monat lang" ist der Eheherr nichts, außer insoweit sie ihn für tauglich hält, ja er darf (in der ersten Woche wenigstens) nicht einmal den Kopf zur Thür hereinstecken. Man sollte glauben, er habe durchaus gar nichts bei der Sache zu schaffen. Gleichwohl führt sie gewöhnlich ihr eigenes Interesse darauf, daß sie sich herabläßt, Freundschaft mit ihm zu machen, und dann wird er zu hohen Gnaden ange-

nommen; man ladet ihn in einer „ungewöhnlich frühen Periode" zu einer Tasse Thee bei seiner Frau ein, die Hebamme streicht ihm mit eigener Hand ein Butterbrod und wiederholt nicht nur, „das Kind sehe ihm so ähnlich, wie ein Ei dem andern" (was immer unmittelbar nach der Geburt gesagt wird, wenn man glaubt, die Lady höre es gerne), sondern sagt ihm auch, sie fürchte nur, der allerliebste junge Herr möchte ein wenig wild werden, und „die gnädige Frau spreche im Schlafe von ihm." Die gewöhnlichsten Phrasen in ihrem Munde sind meistens liebkosender oder schmeichelhafter Natur, wobei eine Bedeutung in den Ton gelegt wird, welche anzeigt, daß sie das Recht hat, so zu sprechen; dabei ist sie in ihrem Gedankengang sehr aristokratisch. Sie sagt der Lady, wenn ihre Stunde gekommen ist, als höchste Aufmunterung zur Standhaftigkeit: „Die Königin muß dieselben Schmerzen leiden;" und die Kleinen sind immer Könige und Königinnen, Augäpfel, Juwelen und Püppchen; auch Schönheiten, versteht sich: — und da die kleinen Kinderchen alle schön sind und das letzte immer schöner als die vorhergehenden, so sollte nach der Terminologie der Hebamme das Menschengeschlecht aus lauter Venus und Adonis bestehen; die Rathsherren wären ausgewachsene Cupidos, und die Straßen-Wanderer, männlichen und weiblichen Geschlechts, müßten einander unterwegs mit der Unerträglichkeit ihrer respectiven Reize todtschlagen.

Sie hat aber auch ihre Arten zu sprechen: schlechthin pathetisch oder verständig. Erkundigt sich Jemand nach dem Befinden der Dame, wenn sie gerade nicht in der besten Stimmung ist, so heißt es: „Es geht so so, la la"; befindet sie sich wohl, so darf es nicht zu wohl sein, wegen der Ehre der Wichtigkeit der Sache, sowie um der allgemeinen Würde der Krankheit willen, und daher die famöse Antwort: „Den Umständen nach wohl." Wenn das kleine Kind die Stärke eines vierzehn Tage alten erreicht hat und anfängt, seine Lippen zu lecken, so ist es offenbar die übelangebrachteste Reinlichhaltung, wenn man

ihm nicht mehre Male hintereinander mit einem Stück Spanferkelspeck Mund und Wangen da und dort betupft; und wenn es schläfrig ist, aber doch nicht schlafen will (eine Erscheinung, die gewöhnlich eintritt, wenn es die Hebamme nach dem Thee gelüstet), oder wenn es unruhig ist, weil es nicht genug von dem Ferkel bekommen oder ihm sonst etwas wider den Sinn gegangen, oder weil man ihm etwas außer der Wachholderbrühe gegeben hat, oder weil eine Nadel es in den Hintern sticht — dann ist es sehr klar, daß, wenn das Schaukeln mit dem Lehnstuhle nichts zu Stande bringt, kein anderes Mittel übrig bleibt, als es beständig auf den Hintern zu klopfen und ihm „die Seele herauszuschütteln.": und so liegt denn der künftige Herr oder die Herrin der Schöpfung quer auf den Knieen der Wärterin, ein Fleischklumpen mit feinem Spitzenhäubchen und unendlich langen Kleidern, immer röther und röther im Gesicht werdend, Jammertöne ausstoßend, die zwischen Aechzen und Geschrei die Mitte halten, je nachdem es das gleichzeitige Schlagen gestattet, und von der Wärterin heimlich begrüßt mit „Wechselbalg," „Teufelsbrut" und „hat man je einen so verdammten kleinen Krüppel gesehen?" während ihre Lippen laut die „schlechte Milch" oder die „böse Katze" verwünschen (die wegen ihrer schlechten Aufführung geprügelt werden muß) und Georg Befehl bekommt, an einen geheimnißvollen Ort, genannt Ba-Ba, zu gehen, oder der ganze Katechismus der gebräuchlichen Fragen durchgemacht wird von dem lieblichen Tempo: „Was macht das Püppchen doch?" bis zur künftigen Glorie „Wird es wohl ein König werden?" — „Wird es ein stattlicher Prinz sein?" eine „Gräfin?" eine „Herzogin?" — „Wird es einmal mit diesen schönen blauen Augen die Herzen wackerer Gentlemen zu Falle bringen?" Unter solch tragikomischem Unsinn sieht die Welt ihre künftigen Mars und Apollos, ihre Napoleons, ihre Platos und Shakspeares heranreifen. — Bei solchen Gelegenheiten läßt es sich die Kindbettwärterin auch sehr angelegen sein, auf dem ganzen Leibe nach „Muttermalen" zu

forschen und diese geistigen Einflüssen von mütterlicher Seite her zuzuschreiben; und doch kann sie nicht einsehen, daß das damals eindrucksfähige Geschöpf auch jetzt noch eindrucksfähig ist. Himmel und Erde kommen zusammen, wenn das Stückchen Speck nicht angewendet wird, oder die Kleider nicht nach dem gehörigen fashionablen Schnitte sind: aber das plötzliche Erschrecken, die geheimen Püffe, das betäubende Einschaukeln in den Schlaf, oder wenn sie zuletzt nur auf die Stimme ihrer Wuth hört, dieß soll von keiner Wichtigkeit sein! Deßungeachtet zweifelt sie gar nicht, daß die Brüder und Schwestern des Kindes desto eindrucksfähiger sind; und dem gemäß führt sie ihre gewöhnliche instinktmäßige Herrschsucht sehr häufig darauf, daß sie ihnen unüberlegter Weise das größtmögliche Leid zufügt und den Samen der Eifersucht, falls er sich nicht bereits vorfinden sollte, dadurch in ihre Herzen streut, daß sie ihnen sagt, sie dürften sich jetzt nicht mehr als die allein wichtigen Personen im Hause betrachten, es sei „ein kleiner Fremdling angekommen, der ihnen schon den Daumen auf's Auge halten werde." Eine komische und wahrhaft malerische Anleitung zu brüderlicher Gesinnung!

Verachtet sie aber nicht; selbst nicht, wenn sie wie hier in ihrem schlimmsten Lichte, als warnendes Beispiel, dargestellt wird. Nehmt sie nicht als Kindbettwärterin in eure Dienste; aber bemitleidet sie, während ihr sie abweiset, denn vielleicht würde sie freundlicher und brauchbarer sein, wäre sie nicht durch ihre Geschäfte zu unnatürlicher Schlaflosigkeit verdammt; vielleicht hätte sie sich rein von dem Gifte des Branntweins erhalten, wenn nicht schwere Sorgen ob eigener häuslicher Widerwärtigkeiten auf ihrer Seele lasteten. Auch sie, auch dieses unbefriedigte Jammergesicht und diese plumpe Gestalt ist einmal Kind gewesen wie wir Alle, vielleicht (wer würde es jetzt glauben?) geschmeichelt wegen ihrer Schönheit, der Liebling und das verwöhnte Schoßkind einer gleich schwachen Mutter. So werden Irrthümer fortgepflanzt, bis wir einsehen

lernen, daß persönliche Vorwürfe nichts frommen, sondern daß die Systeme besser werden müssen, wenn die Individuen besser werden sollen. Die arme alte Wärterin! Es wäre in der That nicht recht, wenn wir jetzt anfangen wollten, ihr Vorwürfe zu machen. Wir wollen dafür sorgen, daß sie so wenig als möglich Unheil anstiftet, ihrem Verdienste — für Kraftsuppen nämlich — seine Kronen oder halbe Kronen zukommen lassen und sie schleunigst entlassen, ihr Hüftweh aber zum Teufel wünschen.

Jedes Ding hat nicht blos sowohl seine gute, wie auch seine schlechte Seite (und fügte man zu der Gutherzigkeit auch etwas guten Menschenverstand, so ließe sich selbst aus dem oben beschriebenen Wesen eine recht brave Kindbettwärterin zu Stande bringen), sondern es giebt bei Allem auch Ausnahmen. Die Kindbettwärterin ist, wenn man zu den höheren Kreisen der Gesellschaft aufsteigt, nicht selten eine höchst ehrenwerthe Frau, die nahezu allen Anforderungen entsprechen kann, sanft, charakterfest und wohlmeinend; und wir haben Beispiele gekannt — oder wir sollten vielmehr, insofern es sich um unser persönliches Kennen handelt, sagen: ein seltenes Beispiel — wo die erforderlichen Eigenschaften sämmtlich vollständig vorhanden und dieses unschätzbare Individuum — denn wie kann sich eine Mutter einen größeren Schatz wünschen? — eine intelligente, wirklich in jeder Beziehung ehrenwerthe Frau war. Dieß sollte die Helfershelferin im ersten Monat der Erziehung eines menschlichen Wesens immer sein und würde es auch immer sein, wenn die Welt selbst älter wäre und man jede, auch die unterste und früheste Form der Erziehung als die wichtige und heilige Sache betrachtete, die sie ist.

VII.

Die Wärterin.

(Seitenstück zur Kindbettwärterin, S. 110.)

Für eine gewisse Klasse von Frauen giebt es in Paris ein außerordentlich einträgliches Gewerbe, das, obwohl zuweilen nicht ohne Beschwerde, dennoch trägen Personen vollkommen zusagt; im Grunde aber ist es weniger das süße Nichtsthun, das sie dazu reizt, als der Widerwille gegen das tägliche Einerlei der Arbeit.

Es giebt Leute, denen der Müßiggang das tägliche Brod ist; sie durchstreifen die Stadt, unausgesetzt und emsig, von sieben Uhr Morgens bis fünf Uhr Abends, aber nichts in der Welt kann sie vermögen, sich nur drei Stunden täglich in einem Studirzimmer, oder in einem Bureau mit der Feder zu beschäftigen. Nichts widerstrebt ihnen mehr und ist ihrer Natur mehr zuwider als das: „an die Arbeit gehen;" Zeugniß hiervon geben diejenigen Menschen, welche, einer bestimmten Klasse der Gesellschaft anzugehören verschmähend, es vorziehen, Tag und Nacht, gesund oder krank, jedem Wechsel der Witterung sich aussetzend, lieber als Taschenspieler oder Seiltänzer durch die Straßen zu ziehen, und oft ihr Leben dabei auf's Spiel zu setzen, als daß sie ein einträgliches und ehrenhaftes

Gewerbe betrieben. Wenn sie in ihren Beschäftigungen wechseln, so heißt das nur ihrer Trägheit neuen Vorschub leisten. — Aber in keinem von diesen Gewerben findet man mehr geschäftige Trägheit, schleichende Emsigkeit und eigennützige Aufopferung, als in dem in Rede stehenden.

Mindestens jeden Monat einmal wechselt Madame Jaquemart Wohnung und Bett (wenn ihr nämlich die Umstände gestatten, in einem Bett zu schlafen), lernt neue Gesichter kennen, muß neue Charaktere studiren und sich in ihre Eigenthümlichkeiten schicken, wenn sie sich eine gute Behandlung in den verschiedenen Aufenthaltsorten sichern will. Dank der vieljährigen Ausübung ihres Gewerbes, erkennt sie auf den ersten Blick die Personen von Bedeutung, wenn sie zum ersten Male in ein Haus tritt: unter dem Gesinde wie unter der Herrschaft erspäht sie alsbald diejenige Person, an die sie sich vorzugsweise zu attachiren und die sie sich durch Schmeicheleien, kleine Gefälligkeiten und süße Worte geneigt zu machen hat. Dank ihrer bewegten Existenz, die sie ohne Unterlaß vom Faubourg Saint-Germain in den Marais, von der Chaussee d'Antin in den Faubourg Saint-Marceau wirft, versteht sie es, Ton, Reden, ja sogar die kleinste Geberde nach den verschiedenen Ständen, mit denen sie ihre ausgedehnte Praxis in Berührung bringt, zu modeln; sie ist abwechselnd schweigsam oder geschwätzig, wichtig thuend oder demüthig, achtungsvoll oder vertraulich, je nach dem Range, dem Alter und den Vermögenszuständen derjenigen Personen, denen sie ihre Sorgfalt zu widmen hat; bald fungirt sie in dem ersten Geschoß, bald in der Mansarde, sie ist in jedem Stockwerke eine so durchaus andere, daß man Mühe haben würde, eine und dieselbe Person in ihr wiederzuerkennen.

Ob Madame Jaquemart Familie, Kinder hat oder nicht, kann nicht in Betracht kommen, da sie diese weder besuchen, noch bei sich aufnehmen kann. Es ist schon viel, wenn sie drei- oder viermal des Jahres acht und vierzig Stunden hintereinander bei Herrn Jaquemart zubringt. Madame Jaquemart hat,

wie jede andere Frau, sich dem ehelichen Joche gebeugt: Wittwe geworden, hat sie sich beeilt, abermals ein männliches Individuum mit ihrer Hand zu beglücken, einmal, weil es ihr annehmlich erschien, Jemanden um sich zu haben, wenn ein freilich sehr seltener Zufall sie zwingen sollte, ein Paar Stunden in ihrer Wohnung zuzubringen, dann aber auch, weil sie keiner andern, als einer sichern Person die Obhut für ihr bewegliches und unbewegliches Eigenthum anvertrauen wollte. Ehe sie jedoch Herrn Jaquemart den Eid der Treue schwur, schwankte sie drei Tage, weil ihr der Keuchhusten und der fieberhafte Rheumatismus doch bedenklich schien. Besagter Herr Jaquemart, seit 30 Jahren Supernumerarius im Ministerium des Innern, besiegte aber die spröde Schöne, ward der Hüter ihrer Wohnung, und kommt alle acht Tage an die Adresse, die sie ihm aufgiebt, bringt ihr Wäsche, rapportirt alle Neuigkeiten in Bezug auf ihre kleine Hündin und seinen Zeisig, und empfängt dagegen das Honorar ihrer Wartdienste (gewöhnlich 6 Francs den Tag), die Taufgelder und sonstige Geschenke und Accidentien; welches Geld er angewiesen ist, sicher anzulegen und das sie ihm stets ungeschmälert einhändigt, da sie nicht Gelegenheit hat, nur ein Sechs-Pfennigstück auszugeben. Diese Zusammenkünfte, welche oft durch das mahnende Schellen unterbrochen werden, finden im Vorzimmer statt, währen nicht länger als zehn Minuten, gestatten kein überflüssiges Wort, und machen, wie man sieht, eine Ehescheidung wegen unverträglicher Gemüthsart durchaus unmöglich.

Madame Jaquemart ist natürlich aller Vergnügungen, die Andere ihres Standes, genießen, beraubt. Promenaden, Bälle, Theater, sind Dinge, von denen sie sich erinnert, in ihrer frühesten Kindheit sprechen gehört zu haben, deren Genuß ihr aber versagt war. Schenkt ihr der Zufall einmal ein Paar müssige Augenblicke, so hütet sie sich wohl, diese ungenutzt vorübergehen zu lassen; dann besucht sie die, welche sie „ihre Frauen" nennt, erkundigt sich nach dem Befinden derselben,

schilt die Trägen, welche das Jahr vorübergehen lassen, ohne ihrer Hülfe zu bedürfen, und unterrichtet sich genau, zu welcher Zeit diese oder jene ihrer Clientinnen ihrer benöthigt sein dürfte. Macht sie diese Besuche nicht, dann überläßt sich Madame Jacquemart gewöhnlich dem Vergnügen, frische Luft zu schöpfen, denn wäre es auch im Juli, sie darf kein Fenster öffnen, wenn nicht in dem außerordentlichen Fall, daß die Kranke selbst es befiehlt.

Fügt man zu allen diesen Entbehrungen noch die Beraubung des Schlafs während der größern Hälfte des Jahrs, den Zwang zu tausend eklen Verrichtungen, so wird Jeder ausrufen: Madame Jacquemart ist doch die unglücklichste Creatur der Schöpfung. Indeß, dem ist nicht so, vornehmlich, wenn es ihr, Dank der Protection irgend eines berühmten Accoucheurs, gelungen ist, nur Kindbetterinnen zu warten.

Gewiß ist es, daß so manche Nacht es ihr nicht vergönnt ist, sich, wie wir Alle, in's Bett zu legen; indeß hat sie die Gewohnheit angenommen, gleichviel ob Tag oder Nacht, in der ersten besten Bergère, einem Fauteuil oder Stuhl ein Schläfchen zu machen; ja, zur Noth könnte sie im Stehen schlafen. Sie zollt Morpheus ihren Tribut in Scheidemünze, und das incommodirt sie so wenig, daß, wenn man sie, eine Handreichung zu thun, erweckt, sie so munter, so behende auf den Beinen steht, als wenn sie nach einem siebenstündigen erquickenden Schlafe sich erhöbe.

Zur Frühstücksstunde erhält Madame Jacquemart eine enorme Tasse Kaffee mit bedeutender Sahne. Das ist der süßeste Moment ihres Erdenwallens, denn ein wohlthätiges Geschick hat Madame Jacquemart zur Feinschmeckerin gemacht: und eine gute Mahlzeit söhnt sie vollkommen mit den Plagen einer schlaflosen Existenz aus. Meist bei reichen oder doch wohlhabenden Leuten lebend, erquickt sie sich täglich an Delicatessen, die sie in ihrer eigenen bescheidenen Haushaltung entbehren müßte. Man sorgt für sie, und sie sorgt noch außerdem für

sich und spricht ohne Unterlaß von dem guten Hause, in dem sie zuletzt gewesen, um die Eigenliebe derjenigen zu stacheln, bei denen sie sich eben befindet. Beim Diner, der Abendmahlzeit und selbst mehrmals des Tages hält sie auch ein Glas Wein sehr zuträglich, ihren Geist zu erfrischen und ihren Körper zu stärken. Sie hat überdies ihre Schnupftabacksdose, in die sie mindestens alle fünf Minuten ihre Finger versenkt, die eine Quelle unsäglichen Genusses für sie ist und sie stets wach erhält; hierzu kommt noch, daß sie den ganzen Tag in süßem Nichtsthun verschwelget, während eine arme Arbeiterin vom Morgen bis Abend angestrengt thätig sein muß, um zwanzig Sous zu gewinnen.

Aber, wird man einwenden, ich sehe in alledem noch keinen intellectuellen Genuß. Geduld; Madame Jacquemart fehlt es eben so wenig daran, als anderen vernünftigen Geschöpfen; nur daß dieser dem engen Kreise ihrer Gewohnheiten und Gedanken entlehnt ist. Ueberdieß ist Madame Jacquemart äußerst redselig und Madame Jacquemart ist niemals allein. Erzählen, wenn man ihr nur im Geringsten Aufmerksamkeit zollt, ist eine ihrer Hauptleidenschaften, und dann beglückt sie ihre Zuhörer mit Begebenheiten aus ihrer Blüthezeit oder mit romantischen Schicksalen, welche in Familien, in denen sie gelebt, sich zugetragen. Sie verschmäht die Uebertreibung, selbst die Lüge nicht, um das Interesse zu erhöhen; sie erzählt Alles, was man will, nur um zu erzählen, wie ein fleißiger Autor, der sein Talent an Fabeln übt. Gewöhnlich verliert sich ihre Jugend in ein Mysterium, das die verschiedenartigsten Conjecturen, die fantastischsten Begebenheiten erlaubt: früh an einen leichtsinnigen Menschen verheirathet, ward sie Wittwe, ohne einen Heller Vermögen, mit vier unmündigen Kindern, und hat seit der Zeit Abenteuer erlebt, welche die Existenz von fünf Generationen ausfüllen könnten. Unvermeidlich hat sie bei ihrem ersten Gebären alle die Leiden zu ertragen gehabt, welche die übelgelaunte Lucina zuweilen ihren Kranken auferlegt. Hält sie es für ge-

fährlich, von ihren Jugendsünden zu schwatzen, so versetzt sie sich schnell in ein Hospice, wo sie die schönsten Tage ihres Lebens verlebt zu haben vorgiebt; alle diese lügenhaften Berichte sind darauf berechnet, Interesse für die Erzählerin einzuflößen; sie ist keinen Augenblick in Verlegenheit, eine Historie zu schmieden, deren Heldin sie selbst war, und erzählt ihre Lügen mit solcher Wahrhaftigkeit, daß sie Alles wirklich erlebt zu haben glaubt. Zuweilen findet eine junge Frau, die zwar nicht mehr leidet, aber doch das Bett noch hüten muß, Behagen an dem Geschwätz der Madame Jacquemart; ist dieß nicht der Fall, so bearbeitet sie die Dienerschaft mit ihren Histörchen, sei es nun im Vorzimmer, in der Küche oder selbst im Zimmer von Madame, wo sie mit gedämpfter Stimme der Kammerfrau etwas vorschwatzt.

In Folge ihrer Lust am Klatschen ist Madame Jacquemart außerordentlich neugierig; sie weiß, daß ein großer Dichter irgendwo gesagt hat: „wer nichts sieht, hat nichts zu erzählen." Der Tag, wo die Wöchnerin Besuche annehmen darf, wird von ihr mit größter Ungeduld erwartet, und verschafft ihr eine Masse angenehmer Zerstreuungen. Kaum hat man einen Besuch angekündigt, so etablirt sie sich mit dem Strickstrumpf, (der Strickstrumpf hat das Angenehme, daß man ihn jeden Augenblick ohne Nachtheil verlassen kann,) am Fenster und ihre Augen und Ohren sind da in so wunderbarer Thätigkeit, daß sie in einem Moment Figur und Toilette der Gekommenen auffaßt, ohne daß ein Wort der Conversation ihr entschlüpft. In sich hinein murmelt sie ihre Bemerkungen, billigt oder tadelt das, was der Besuch spricht, und ergötzt sich höchlich an den Verleumdungen, wenn ihr gutes Glück will, daß diese den Gegenstand der Unterhaltung bilden. Selten jedoch bleibt sie müssige Zuschauerin der Scene; kaum wendet man sich mit der leichtesten Frage an sie, so nimmt sie Gelegenheit, die Unterhaltung an sich zu reißen; sie holt das Kind, zeigt es, macht darauf aufmerksam, wie sehr der kleine Liebling seinem Vater

gleicht, obwohl er unverkennbar die schönen Augen seiner Mutter bekommen wird, und läßt alle jene faden Complimente los, womit sie seit zwanzig Jahren jedes Individuum einer künftigen Generation, welches sie hat geboren werden sehen, überschüttet, wären auch das Kind, der Vater und die Mutter von erschreckender Häßlichkeit.

Ein anderer Genuß der Madame Jacquemart, unbezweifelt der größte, etwas, das der Natur aller Menschen eigen, ist das Vergnügen, zu herrschen. Nimmt man die zehn Minuten aus, welche der Besuch des Doktors währt, den sie auf so kurze Zeit mit dem Scepter belehnt und achtungsvoll seine Befehle entgegennimmt, so ist sie unumschränkte Gebieterin im Zimmer ihrer Wöchnerin. Nicht eine Thüre darf halb geöffnet, kein Stäubchen von den Meubeln gewischt, keine Wachskerze angezündet, oder ein Scheit Holz in das Feuer geworfen werden, ehe sie es in ihrer Weisheit für gut befunden. Wenn man noch so leise an die Thür pocht, und wäre es der Herr selbst, man hat immer zu viel Geräusch gemacht. Sie gestattet keinem Besuch einzutreten, bevor sie sich überzeugt, daß er nichts Wohlriechendes an sich habe, und bis sie ihm leises Sprechen empfohlen. Das leichteste Geräusch, das sich aus einem noch so entfernten Zimmer hören läßt, versetzt sie in Wuth, „und läßt sie die Leute zum Schweigen bringen, die Madame Kopfschmerzen verursachen." Die Sorgfalt, die sie der Mutter widmet, verhindert Madame Jacquemart keineswegs, unablässig für das Kind zu wachen. Sie ist es, die den Platz angiebt, wohin man die Wiege des Neugebornen zu stellen hat; sie bestimmt die Dosis Zucker, die in das Wasser gethan werden muß, das man ihm reicht; sie präsidirt in Allem, was sich auf seine Toilette, seinen Schlaf ꝛc. bezieht. Von Morgens bis Abends ordnet sie an, befiehlt, kurz übt eine absolute Gewalt. Alle Personen im Hause läßt sie ihre Despotie fühlen, ist gnädig gegen eine Kammerfrau, welche das Vertrauen von Madame zu besitzen scheint und denjenigen, der die Kellerschlüssel

in seiner Gewalt hat, oder herrscht die Domestiken an, wenn einer von ihnen es sich einfallen läßt, nicht pünktlich alle ihre Anordnungen, „von denen das Leben der Wöchnerin abhängt," zu vollziehen.

Aber nicht blos die Dienerschaft, auch die Herrin des Hauses muß sich dem eisernen Willen der Madame Jacquemart beugen. Bewaffnet mit den Vorschriften des Arztes nähert sie sich nie dem Bette, ohne zu sagen: „Madame müssen trinken, Madame müssen ihre Suppe nehmen," und noch ganz andere Dinge befiehlt sie ihr zu thun. Glücklich die Wöchnerin, wenn ihr Madame Jacquemart keine von ihren eigenen Arzneien reicht, die sie gewöhlich mit der Formel begleitet: „Wenn es nicht hilft, schadet es auch nicht." Wenn die unglückliche Frau sich überreden läßt, einmal eine solche Medicin zu nehmen, dann ist Madame Jacquemart auf dem Gipfel ihrer Macht, dann ist ihr Thron unumstößlich, und schwer lastet auf ihrer Umgebung die eiserne Ruthe des Despotismus. Denn Arzneien zu geben ist ihre Leidenschaft. Hütet euch, den leisesten Zweifel zu äußern: sie hat Alles geprüft, ihr Wissen ist unfehlbar. Nicht nur alle Frauenkrankheiten heilt sie aus dem Grunde, auch die der Männer kennt sie vom Hörensagen oder durch Herrn Jacquemart. In dem Hause, das sie bewohnt, ist noch niemals eine Verrenkung vorgefallen, kein Husten ward von ihr vernommen, ohne daß sie Fußbäder und Gerstenwasser verordnet, und sie kramt eine solche Masse Anekdoten und seltsame Beispiele aus, die alle durch Hundezahn, Borretsch und Blutigel geheilt wurden, daß man sie für ein ambulantes Journal der Therapeutik halten könnte.

Es ist Madame Jacquemart's Wunsch, daß die Mutter ihr Kind selbst nähre, sie ist alsdann bis zur Ankunft der Bonne unentbehrlich und der Himmel weiß, mit welcher Arroganz sie der unglücklichen Novize ihre Rathschläge aufdringt, welche sich wohl hütet, der allgewaltigen Wärterin zu widersprechen. Nur mit dem größten Widerwillen (weil es ihr allerdings am Tauf-

tage Schaden verursacht) sieht sie eine Amme in's Haus kommen; diese arme Person verfolgt sie mit ihrem brennenden Hasse, und sinnt nur darauf, sie den ganzen Tag hindurch zu quälen und zu tadeln. Schreit das Kind, heißt es: „der arme Wurm stirbt vor Hunger." Säugt es: „man muß es nicht zu oft saugen lassen, man muß ein Kind durch die Nahrung zu meistern suchen, und das macht sich nicht an einem Tage." Selbst beim Einwindeln, das sie aus dem Grunde versteht, verschont sie die Amme mit bitteren Bemerkungen nicht: „Nehmen Sie sich doch in Acht, Sie binden zu fest, das Kind wird ganz roth."

„Thuen Sie doch die große Nadel weg, die so nahe seinem kleinen Herzen steckt, man kann leicht ein Kind damit tödten." Und die junge Mutter ruft voll Angst aus der Bettgardine: „Liebe Madame Jacquemart, sorgen Sie für das Kind!" Und Madame Jacquemart erhebt den Kopf mit einer Siegermiene, wie ein General, der eben eine Schlacht gewonnen.

Das Gefühl ihrer Wichtigkeit verläßt Madame Jacquemart niemals; dennoch gewinnt sie es über sich, nach Befinden der Umstände, ihre Miene von Erhabenheit und Bedeutsamkeit gegen herablassende Freundlichkeit zu vertauschen, je nachdem sie ihr Amt in das Boudoir einer Herzogin oder in eine Winkelboutique ruft. Jetzt eilt sie zu Herrn Leroux, dem dicken Schlächter in der Rue St. Jacques, dessen Frau schon das dritte oder vierte Mal ihre Hülfe in Anspruch genommen. Mit freundlicher Miene und ohne Umstände tritt sie ein, grüßt die Schlächtergesellen mit einem Lächeln alter Bekanntschaft und nickt der kleinen Bonne vertraulich zu. — Nun, Monsieur Leroux," sagt sie mit lautem Lachen, „sehen Sie wohl, daß Sie meiner noch einmal bedürfen. Desto besser, desto besser! die liebe Madame Leroux! Ich hoffe, daß wir uns dießmal eben so gut aus der Affaire ziehen werden, als früher."

Hier wird alles einfach, aufrichtig, ohne Phrasen abgethan. Das Geplauder mit der Wöchnerin versiegt nimmer, denn

Madame Leroux ergötzt sich an den Erzählungen, die ihr ein Bild der großen Welt geben, ihr die eleganten Frauen, die prächtigen Hotels, tausend Details aus dem Leben der Reichen schildern, von denen sie ohne ihre Wärterin nie etwas erfahren haben würde, und Madame Jacquemart wickelt nach Herzenslust ihre tragikomischen Gespinnste ab. Hier ist sie eine durchaus gefällige, gutmüthige Frau, ohne Anmaßung, genirt Niemanden, ist stets bereitwillig, kleine Arbeiten in der Haushaltung zu übernehmen und bereitet sich höchsteigenhändig ihren Kaffee in der kleinen Küche, „denn man soll nicht glauben, daß sie stolz ist, obwohl sie nur mit vornehmen Leuten Umgang hat." Darum wird auch Madame Jacquemart stets von Herrn Leroux wie eine alte Freundin des Hauses gehalten. Sie nimmt gemeinschaftlich mit der Familie und den Gesellen die Mahlzeiten ein, und wenn zum Nachtisch Käse servirt wird, regalirt Herr Leroux Madame Jacquemart mit einer Flasche alten Cognac. Man lacht, man schwatzt, oder vielmehr, man läßt Madame Jacquemart schwatzen, welche wundersame Histörchen vorträgt, so daß man die Essenszeit verlängert und die Flasche nicht vergißt. Es ist nicht ausgemacht, daß Madame Jacquemart zuerst sich erheben wird; denn sie hat bevorwortet, daß Babette bei Madame Leroux ihre Stelle vertritt.

Verschwunden ist die peinliche Sorgfalt, womit sie vornehme Wöchnerinnen bewacht. Nicht nur, daß man in diesem Hause, von allen Seiten Thüren heftig in's Schloß wirft, sondern auch bis in das Krankenzimmer dringt Tabacksdampf, da Herr Leroux, wie die Gesellen, fortwährend rauchen. Madame Jacquemart kümmert sich ebenso wenig darum und denkt: „daß alle diese Zärteleien für Zieraffen mit schwachen Nerven gut sind."

Die Hauptsache ist, daß Mutter und Kind wohlauf sind, daß Madame Leroux den vierten Tag das Bett verlassen und den zehnten wieder an ihr Comptoir gehen kann, und daß nach Ablauf dieser Dekade Madame Jacquemart frei ist, und ihre unbezahlbaren Dienste Anderen angedeihen lassen kann.

Die Haltung der Madame Jacquemart ist stets sehr sorgfältig, obwohl, wie sie behauptet, ihre Toilette in einem Augenblick gemacht ist. Sie bemerkt dann immer, daß sie auch einmal jung und hübsch war, und trotz eines gewissen Embonpoints ist sie noch jetzt nicht ohne einige Ansprüche auf Schönheit. Zuweilen sagt ihr ein artiger Mann, daß sie in ihrer Jugend sehr verführerisch gewesen sein müsse, dann giebt sich Madame Jacquemart ein kokettes Air, und fühlt sich durch dieß Compliment über ihre geschwundenen Reize unendlich geschmeichelt.

Die angenehmste Geistesbeschäftigung für Madame Jacquemart ist, die Summen zu addiren, welche sie in diesem und den folgenden Monaten zurücklegen wird und die Interessen, welche ihr diese in einem, zwei oder drei Jahren abwerfen werden. Diese Berechnung hat den doppelten Vortheil, daß sie ihre müssigen Stunden damit ausfüllt und ihre Gedanken in jene glückliche Zeit führt, wo sie endlich die Früchte ihrer langen Wachtdienste genießen wird. Schon sieht sie sich im Geiste im Besitze einer anständigen Rente, als Dame und Herrin und in Gesellschaft ihres theuern Jacquemart leben, von einer Bonne bedient, deren Talente für die Kochkunst sie vervollkommnet; sie wird sich zu Tische setzen können, wann es ihr beliebt, nach Belieben sich niederlegen und aufstehen können, mit einem Wort, in der behaglichen Lage einer Frau sich befinden, die ihr Glück gemacht hat. Diese tröstliche Aussicht läßt sie alles Unbehagliche ihres gegenwärtigen Zustandes geduldig ertragen, obwohl noch manches Jahr vergeht, ehe sie sich zu unthätigem Leben entschließen kann: Engagements, die ohne Unterlaß einander folgen, der Wunsch, ihre Revenue zu vermehren, vielleicht auch der Geschmack an so wechselvoller Lebensweise, das Alles macht, daß sie alt wird, ohne die Ruhe, nach der sie sich sehnt, zu genießen, und die sie nur aus der Perspective kennt. Eines Tages aber verläßt sie die Wohnung fremder Leute, um sich in ihre eigene zu begeben. Sie will sich endlich zur Ruhe setzen. Aber, ach! krank erreicht sie diese,

und schon den zweiten Morgen stirbt sie in den Armen des guten Jacquemart, der kaum drei Monate seit seiner Verheirathung mit ihr verlebt. Sie stirbt sanft, ohne ein so schleuniges Ende geahnt zu haben, ohne große Schmerzen, nach einem Leben, dem eine gleiche Dosis Glück, wie dem Manne von Genie und dem Millionair zu Theil geworden.

Madame de Bawr.

III.

Zur Lebenspolitik.

I.

Ein Blick auf die gegenwärtige Stellung der Aerzte.

Mitgetheilt von Dr. A. Th. Brück. *)

Es scheint, daß ein gleicher Verfall, wie er sich vielverbreitet im Publikum als Mißtrauen gegen ärztliche Kunst und Leistung ausspricht, alle ähnlichen Verhältnisse, denen ein gläubiges Vertrauen einerseits und ein thatenrüstiges Wohlwollen andererseits zum Grunde liegt, zu durchdringen beginne, und als eine tiefer begründete Zeiterscheinung aufzufassen sei. Es ist — mit Göthe zu reden — der allgemeine Verfall der Pietät, des gläubigen Vertrauens in die Kraft und den guten Willen der Vorgesetzten aller Art, das früher unter allen europäischen Völkern, am tiefsten im deutschen, wurzelte — so unbewußt und innig wurzelte, daß uns sogar der Name dafür gebrach, den wir den Römern entlehnen mußten. Diese Pietät begründete ehemals ein schönes, patriarchalisches Band zwischen Kindern und Eltern, auch den ältern Mitgliedern der Familie, dem die Kinder auch nach der Pubertät und Selbstständigkeit

---

*) Aus Casper's „Wochenschrift f. d. gesammte Heilkunde 1838."

nicht entwuchsen; sie bildete ein ähnliches Verhältniß zwischen dem Volke und seiner geistlichen und weltlichen Obrigkeit, ein ähnliches zwischen dem hilfesuchenden Publikum und den hilfespendenden Aerzten. Dieses allgemein bindende Pietätsverhältniß wurzelte in der dunklen, aber warmen Tiefe des Gemüths. Seitdem nun das klare, aber kalte Licht des Verstandes aufgegangen und alle menschlichen Verhältnisse anatomisch analysirt hat, mußten sich nothwendig alle jene Bande der Pietät auflockern. Der Nimbus der Heiligkeit ist von den kindlich verehrten Bildern verschwunden — seitdem thun sie keine Wunder mehr, und das goldene Kalb der materiellen Interessen hat ihre Stelle eigenommen.

Gestehen wir es nur: auch dem ärztlichen Wirken kam jener Nimbus sehr zu Statten, mochten die Aerzte selbst noch an ihn glauben oder nicht. So lange der Arzt das Ansehen eines wunderthätigen Magiers hatte, konnte er Wunder thun, und etwas von diesem magischen Glanze behielt der Doktorhut, trotz den Spöttereien eines Molière, Voltaire, Swift, noch im vorigen Jahrhunderte. Und zeigt nicht die neueste Zeit selbst, wie das sogenannte gebildete Publikum noch immer das Bedürfniß hat, im Arzte den Magier zu sehen, daher sich zu den Spendern der undenkbaren Decilliontheile, zu den Urinschauern und weisen Frauen drängt? Wer kann es bezweifeln, daß diese an den Gläubigen Wundercuren verrichten, die dem rationellen Arzte nicht gelangen, weil — sie ihm nicht zugetraut wurden, weil er sie zu versprechen nicht die Stirn hatte? Die Einwirkung des menschlichen Gemüths, sobald dieses zum gläubigen Enthusiasmus gesteigert ist, auf die leiblichen Functionen, selbst auf die vegetativen, ist weit größer, als wir gewöhnlich denken, sie kann sich noch jetzt bis zum Wunderbaren steigern. Diese dämonische, dunkle Macht des enthusiastisch vertrauenden Gemüthes hat aber die rationelle Medicin in ihrer klaren Besonnenheit selbst abgelehnt und somit ein für allemal verscherzt. Sie ist zu redlich, um sie auf der Bahn homöo-

pathischer Charlatanerie wieder zu gewinnen, sie ist zu klar und frei, als daß sie sich durch Seherinnen von Prevorst blenden ließe, oder Andere blenden möchte. Vergebens sind die „Klagen über die verlorne Schöne" — dagegen gilt es: „aufzubauen mit hellem Sinne und neuen Lebenslauf zu beginnen," ... das ist die Aufgabe unserer Zeit, auch in der Heilkunst!

Die gegenwärtige mißliche Stellung der rationellen Aerzte ist dabei nicht zu verkennen. Unsere Bildung ist der Zeit vorangeeilt; wenige nicht selbst Naturkundige wollen es nicht gelten lassen, daß von den Naturstudien aus unvermerkt eine neue Philosophie entsteht, wie es schon Bacon vor länger als zweihundert Jahren prophezeite. Wir sind in dem Falle aller rationellen Reformatoren, und werden daher, wenn auch nicht mehr gekreuzigt und verbrannt, doch vernachlässigt und verschmäht. Ragen auch noch einzelne Heroen der Heilkunst, wie Heim, Stieglitz, Brandis u. A. in unsere Zeit herein, welche, begünstigt durch große persönliche Eigenschaften aus frühern Tagen die unangefochtene Verehrung des Publikums herüber getragen haben: so gilt diese Verehrung mehr ihrer ausgezeichneten Persönlichkeit, und sie würden derselben in jedem andern Stande ebenso, wie in dem ärztlichen, dem sie zufällig angehören, theilhaft geworden sein. Das Ansehen des ärztlichen Standes hat ohne Widerrede im Publikum auffallend verloren, da die Kunst, welche dieser Stand ausübt, im Auge des Publikums gesunken ist. Oder genießt vielleicht noch jetzt in andern Landen der Hausarzt, die Achtung eines väterlich verehrten Familiengliedes? Freuet man sich seines Kommens? Lauscht man seinen Anordnungen folgsam? Ist man erkenntlich für seine Bemühungen? Bei uns ist es im Ganzen nicht der Fall mehr. Medicus ne veniat nisi vocatus; nur im Nothfalle wird er gerufen, wie man etwa den Schlosser, den Tischler ruft. Katharrhalische, rheumatische, gastrische Zufälle, die der Tag mit sich bringt, ja Geburtsfälle, Fieber und exanthematische Krankheiten, die man ehemals sich scheuete ohne ärztliche Auf-

sicht zu bestehen, werden jetzt leicht genommen, und man könnte sagen, weniger, als der Arzt, gefürchtet; selbst die Epidemieen und Grippe haben den Werth der Aerzte nicht gesteigert. Statt der ehemaligen reichlichen Honorare, hat jetzt der Arzt zu erwarten, daß seine, unter der Taxe ausgeschriebenen Rechnungen, selbst von Wohlhabenden, Gebildeten oft wie die Rechnungen jener Handwerker bekrittelt und widerwillig bezahlt werden; daher auch das „dat Galenus opes" unter die Sagen der Vorzeit gehört. So ist es bei uns in den Provinzstädten, geschweige auf dem ärmeren Lande.

In einer gewissen Provinzstadt von 12,000 Einwohnern kenne ich nicht drei Häuser, die ihrem Hausarzte einen stehenden Jahrgehalt zukommen lassen, daher die Aerzte wie Kleider gewechselt werden.*) In Residenzen und großen Handelsstädten mag das Verhältniß günstiger sein, doch wie es früher war, ist es nicht mehr, und ich erinnere mich, schon vor zehn Jahren in Petersburg und Kopenhagen Klagen von den ersten Aerzten vernommen zu haben.

Was ist davon die Ursache? wodurch wird der Uebelstand gebessert?

Die erste Frage habe ich Einmal mit dem Schiller'schen Ausspruche: „Ueberall, wo die Kunst gesunken ist, ist sie durch die Künstler gesunken," zu beantworten gesucht — und dieser Ausspruch ist wiederholt worden; doch halte ich selbst diese Antwort nicht für erschöpfend. Bei fortgeschrittener Wissenschaft und unerläßlichem ernsten Studium ist unstreitig die Intelligenz in der Masse der jetzigen Aerzte gesteigert, während zugleich ihre Anzahl sich ungeheuer gemehrt hat; daher überall

*) Dieser gleichgiltige Wechsel des Arztes ist charakteristisch, früher wagte man dieß so leicht nicht; freilich erhielt sich das Band zwischen Arzt und Clienten durch fortwährenden Arzeneigebrauch, der jetzt mit Recht, obgleich zum Schaden der Apotheker, von beiden Seiten mehr eingeschränkt ist.

leichtere und bessere ärztliche Hilfe. Aber was leicht zu haben ist, wird gerade deshalb minder gesucht und geachtet. Früher, sagt man, erstanden dennoch mehr einzelne Praktiker, indeß jetzt das ärztliche Wissen gleichmäßiger verbreitet ist. Geben wir dieses zu, so scheint die Ursache davon zu sein: weil jetzt die Praxis, welche sonst Einem oder Wenigen zufiel, sich auf zu Viele vertheilt. Das eminente praktische Talent wird aber nur in einer sehr großen Thätigkeit gereift, die nicht nur den Schatz der empirischen Erfahrung häuft, sondern überdieß alle Seelenkräfte des Arztes, ich möchte sagen zu einem Enthusiasmus steigert, der etwas Divinatorisches, Ehrfurcht Gebietendes an sich hat, wie sich dieses in dem Leben und Wirken Heim's so unverkennbar ausspricht. Und mit diesem ärztlichen Enthusiasmus verbindet sich von selbst jene imperatorisch gebietende Bestimmtheit (auch manchmal in eine „göttliche Grobheit," ausartend), welche sich begreiflich jetzt selten unter den Aerzten findet, die aber, wo sie natürlich ist, so sehr das Vertrauen des Kranken steigert, die einfachsten Heilmittel potenzirt, und die Kranken, so wie deren Umgebung an Folgsamkeit und Achtung gewöhnt. In wiefern jetzt solche energische ärztliche Persönlichkeiten seltener dem Publikum fühlbar werden, kann man allerdings jenen Schiller'schen Satz in Anwendung bringen; doch dürfte man nicht sagen, das Ansehen der Kunst sei durch die Schuld der Künstler gesunken, sondern vielmehr durch ihr ungünstigeres Verhängniß. Man würde in der That ungerecht gegen die jüngere Generation der Aerzte sein, wollte man nicht zugeben, daß sie im Allgemeinen, auch bei schlechterem Erwerbe, ja Noth, sich noch immer ehrenhaft genug durcharbeiten. Vor allem aber haben sie den oben erwähnten allgemeinen Verfall der Pietät im Publikum zu empfinden, welche einst dem Arzte treu ergeben entgegen trat, während sie jetzt kaum in der Noth zu erwecken ist, und nach der Noth wieder verschwindet.

Ist aber die Ursache so allgemein und tief begründet in

einer veränderten inneren Lebensrichtung des Volkes: so dürfte kaum noch von einer Abhilfe die Rede sein. Doch habe ich bereits oben mit den Worten eines großen Mannes die Andeutung dessen, was uns uninteressirt zu thun obliegt, ausgesprochen, nämlich: nicht, wie es meist von gesunkenen Aristokraten geschieht, zu klagen oder zu schmähen über die verlorne Schöne der Unschuld, der kindlichen Pietät einer im Verstande lebenden Generation (einer Metamorphose, die ja im Entwickelungsgange der Völker nothwendig begründet ist, und der ja die rationelle Heilkunst selbst so Vieles verdankt), sondern fortzubauen mit hellem Sinne an unserer Wissenschaft, als einem Zweige der allgemeinen Naturwissenschaft, die Physiologie der Krankheiten zu ergründen, den Wust der Arzneien zu mindern und überall mit offener Wahrheit und Energie aufzutreten.

Durch Rückschritte in die dunkeln Gebiete der Mystik und Magie, durch die modernen Spuckgeister von Weinsberg wird sich der erwachte Zeitgeist nicht „restauriren" lassen; auch die homöopathische Ephemere läßt bereits vor ihm die Flügel sinken, so wie die obsolete Arzneikrämerei bereits länger ihre Pillen und Pullen verschimmeln sah. Die rationelle Heilkunde, die ihrem Wesen nach darauf verzichten muß, durch Abracadabra und Gemüthsextasen die Krankheit zu heilen, — wie ja auch in den Apotheken die phantastischen Drachenbilder verschwunden sind — wird dennoch nicht blos aus dem pharmazeutischen Schatze ihre Mittel zu holen haben, ja sogar diesen weniger ansprechen, als es die arzneigläubige Vorzeit that. Dagegen tritt ihre Aufgabe mehr hervor: den Krankheiten durch Diät im weitesten Wortsinne vorzubauen, naturgemäße Erziehung und Lebensordnung zu fördern, Krankheiten mehr durch diese und durch Vermeidung dessen, was sie veranlaßt, als durch Remedia specifica, deren wir nur wenige besitzen, zu heilen, ihren Anordnungen aber mit Vertrauen gebietender Bestimmtheit Folgsamkeit zu schaffen.

Die Gesetzgebung wird die medicinische Polizei, die Päda-

gogik wird die Physiologie immer mehr zu Rathe ziehen müssen, und endlich wird der Staat die Aerzte allmälig unter seine Beamten zählen müßen, welche jetzt leider auf die Unterstützungen meist selbst nothdürftiger ärztlicher Collegen angewiesen sind. — Doch das sind Fernsichten! In der Gegenwart bleibt dem überfüllten und dennoch weniger gesuchten ärztlichen Stande für das eigene Fortkommen kein anderes Motto, als: „Sauve qui peut.“

II.

Die Armen-Praxis.

Aus dem Tagebuche des Armenarztes Dr. Hauer zu Linz.

Niemand kann das dem Armen sein, was der Arzt ihm ist, wenn er nicht blos Recepte verschreibt, sondern ihm wahrhaft mit seinem Herzen beisteht! Liegt nicht schon für den Armen darin Trost und Hoffnung zur Besserung, daß er doch noch den Arzt hat, der täglich fragt: wie geht es? und freudig Hilfe bietet. Da nun der Arzt gleichsam letzte Instanz der Armuth ist, wird er wohl, wenn er einmal das Herz des Armen gewonnen, blos den kranken Körper heilen wollen, wird er nicht forschend nach den Ursachen des Uebels zugleich auch in den Geist einzudringen suchen? Und ist ihm dieß gelungen, wo findet er den Ursprung des Uebels häufiger, als im Willen? Hier geht auch die Heilkunst in die Moral über, eine kann ohne die andere nicht bestehen und beide müssen sich vereinigen zum Wohle der Menschheit. Hier steht der Mensch ganz rein dem Menschen gegenüber — und sollte man da nicht geistig und so einwirken können, daß sich mit der Krankheit und ihrer Anlage auch das innerliche Leben anders gestalte? Bei Epidemien, beim Einbruch großer Kälte, bei wechselnder Frühlings- und

Herbstwitterung erkranken die Armen zuerst, indem sie mit ihrem minder starken Körper den schädlichen Einflüssen nicht widerstehen können. Zuerst erliegen Kinder und Alte; jene, weil sie meist ursprünglich kraftlos sind, diese, weil sie ihre Kraft in Arbeit und Sorge aufgezehrt haben. Die Hauptursache der Krankheiten der Armen sind: feuchte, unreine und schwere Luft in den erdschössigen Wohnungen, wenig schützende Kleidung, nie hinlänglich geheizte Stuben und schlechte mangelhafte Bedeckung im Bette selbst. Eine weitere triftige Ursache bildet die spärliche, unsaubere Nahrung; denn in verdorbenem Fleische, in aufgewärmten, bereits schimmligen Speisen besteht leider nur zu oft das ganze Mahl. Eine fernere Ursache ist auch zu reichlicher Genuß des Branntweins bei beiden Geschlechtern, wodurch sie das durch Unglück umdüsterte Gemüth zu heben glauben, aber den so schon schwächlichen Körper noch mehr abspannen. Nächstdem gehört hierher die Kinderpflege bei Weibern, welche die von schwerer Arbeit Ermüdeten oft ganze Nächte opfern heißt, und doch sind diese Weiber, ihrer Armuth ungeachtet, im Durchschnitte mehr mit Kindern gesegnet. Auch erzeugt Schmerz über verlorenen früheren Wohlstand und Leidsehen an anderen Glücklicheren nebst fortwährendem Kummer und oft gegründeten Gewissensvorwürfen Verdauungsstörungen, die Galle wird dichter, die Leber schwillt an, der Kreislauf des Blutes wird unordentlich, und so ist der Keim gelegt zu Unterleibsverhärtungen, die H. besonders bei von früherem Wohlstande herabgekommenen, nicht bei ursprünglich Armen beobachtete. Im Herbst, selbst im Winter, bei anhaltend trockener Kälte, sind die Armen viel gesünder, sowie in der anhaltend großen Hitze weniger Erkrankungen unter ihnen vorkommen; ein Beweis, daß der gleiche Stand der Temperatur dem Leben angemessener ist, als der beständige Wechsel im Frühjahre und im beginnenden Winter. Die ersten Regungen der Natur im Frühjahre müssen alle Menschen mit ihrem Körper erfahren, um wie viel mehr die Armen, die, um zu leben, bei Anstrengung

ihrer körperlichen Kräfte zu jeder Zeit der freien Luft sich aussetzen; daher bringt das Frühjahr so viele lungenkranke Arme und zeitigt bei ihnen Congestionen, Fieber, Entzündungen, Schlagflüsse u. s. w. Selbst die Feiertage und die an denselben flüssig werdenden Gaben Wohlhabender veranlassen oft Erkrankungen. Die Armen sind nämlich nur an grobe Kost, als Getränk meist nur an Most oder Branntwein gewiesen, und müssen sich selbst in diesen organischen Functionen anstrengen, wie z. B. durch erhöhte Muskularthätigkeit des Magens und Darmkanals, um die starke Nahrung zu verarbeiten. Wird ihnen nun in der Gabe eines Wohlhabenden plötzlich bessere Kost, oder gar edleres Getränke zu Theil, so müssen nothwendig gewaltige Reactionen dagegen erfolgen und so Fieber, Entzündungen, Gastricismen u. s. w. entstehen. Der Magen kann wirklich gezogen werden, und besonders bei ihm darf die Gewohnheit selten ungestraft überschritten werden.

Die häufigsten acuten Krankheiten der Armen sind: Rippenfellentzündung, Halsentzündung, Kolik, Blutfluß, Durchfall und Katarrh in allen seinen Abstufungen; unter den chronischen Krankheiten: Wurmbeschwerden, Lungen- u. Wassersucht, Scropheln, Gicht und Lähmungen. Am Allerhäufigsten aber trifft man bei den Armen Rippenfellentzündung und ihr zunächst Kolik, die oft sehr hartnäckig ist, sogar epidemisch auftritt, und dann liegt ihr Gicht zum Grunde. Ich beobachtete sie hier (in Linz) 1833 zum ersten Male. Sie erscheint nicht in jedem Jahre und tritt auf einmal in den entgegengesetztesten Stadt-Bezirken auf. Sie befällt nie Kinder, nie Greise, sondern meist Menschen in mittleren Jahren und endigt selten tödtlich; nur läßt sie manchmal Nachwehen im Darmkanale, wie habituelle Verstopfung und Lähmungen in den Extremitäten zurück. Zuweilen kann man gar keine Ursache ermitteln, doch scheint Erkältung oder Genuß des Mostes die gewöhnliche Veranlassung. Häufig sind ferner bei den Armen Blutflüsse, entweder aus den Lungen in Folge schwerer Arbeit und kalter Luft im Winter,

oder aus dem Uterus, gleichfalls durch große Anstrengung, selbst während der Reinigung, dann aber durch aufregende Gemüthsstörungen herbei geführt. Ich bemerkte bei denselben auch oft den epidemischen Charakter. Bei Kindern kommen Aphthen, meist Folge der Unreinlichkeit, und häutige Bräunen vor, sowie Keuchhusten und Scharlach oft epidemisch unter ihnen wüthen. Ebenso verbreitet sind die Scropheln, die oft angeboren sind, oder durch unpassende Nahrung, besonders aber durch feuchte Wohnungen, kurz durch Noth jeder Art ausgebildet werden. Daß Menschen, die durch Arbeit ihr Leben hinbringen müssen, leichter erkranken, ist erklärlich, daß aber die Art ihrer Beschäftigung eigene Krankheiten erzeuge, bestimmte Organe besonders treffe, wird sich aus Folgendem ergeben. Unter den Armen findet man besonders Taglöhner, die durch schwere Arbeit sich den Unterhalt verschaffen. Diese verfallen häufig durch Einathmen oft anhaltend trockener, kalter Luft, durch Erkältungen und durch Genuß des Branntweins in Entzündungskrankheiten. Ferner sind es Weber, die für Fabrikanten in ihren engen, dumpfen Wohnungen stückweise arbeiten — blasse, hüstelnde, durch Gicht verzogene Menschen, oder Wollkämmer, die theils in Fabriken, theils zu Hause arbeiten. Es ist auffallend, wie diese in ihrem Berufe entweder bald sterben, oder vor der Zeit siech werden. Sie sind, wie die Weber, meist Brustkranke, indem der feine Staub bei ihrer Arbeit stets die Athmungsorgane reizt, somit chronische Katarrhe, die in Lungensucht enden, erzeugt. Ungeachtet des sitzenden Lebens leiden die Weber doch selten an Anschoppungen und Hämorrhoiden, wahrscheinlich deshalb, weil sie bei ihrer Arbeit immer den ganzen Körper bewegen, demnach keine Stockungen in den Unterleibsgefäßen entstehen können. Ueberhaupt sind bei den Armen Leber- und Milzinfarcten selten, ebenso Schmeerbäuche und dadurch bedingtes Asthma, selten auch Hämorrhoiden. Die fortwährende Anstrengung der Muskelkräfte, die schon mechanisch den Kreislauf des Blutes befördert und die durch Noth gebotene Selbstthätigkeit der Armen, die kein „Sich

gehen lassen" gestattet, dürften diese Erscheinung erklären. Bemerkenswerth ist ferner, daß die Krankheiten der Armen viel einfacher sind, weniger complicirt verlaufen und das unleidige Nervenspiel in der Behandlung nicht so hemmend entgegentritt. Auch findet man bei ihnen wenig Hypochondrie und Hysterie, beide Kinder der Phantasie, meist Symptome eines vollsaftigen Bauches; denn die Phantasie der Armen verkümmert, weil sie das harte Leben nur zu sehr mit der Wirklichkeit, mit der Sorge um ihr Dasein beschäftigt.

Ehe ich aber von den Mitteln zur Heilung der Krankheiten der Armen spreche, muß ich aus meiner Erfahrung bemerken, daß die erste Anzeige schon dadurch erfüllt ist, daß der arme Kranke weiß, sein Arzt, um den er gebeten, und um dessen Herbeiholung er oft einem Menschen zahlen mußte, sei ein Mensch, der, aller Vorurtheile bloß, nur zum Menschen komme, und den reinen Willen, zu helfen, mit sich bringe. Hierdurch ist es dem Arzte viel leichter möglich, genaue und wahre Relation des Krankheitszustandes zu erhalten; denn in dieser vertrauungsvollen Hingebung des Kranken liegt eher seine Natur gleichsam moralisch vor, als wenn er furchtsam dem Arzte, wie einem hohen Herrn, der sich allenfalls aus Mitleid, oder weil es seine Anstellung mit sich bringt, zu ihm herabläßt, seine Leiden offenbaren muß. Die Humanität ist und soll die Basis sein, auf der die Handlungen des Arztes beruhen müssen; die Basis der Humanität aber ist das Herz des Arztes, darin auch unverkennbar in schweren Fällen das nur allein durch dasselbe gültige Urtheil schon vorgebildet liegt, daher nur die menschenfreundliche Praxis allein Aerzte erziehen wird; denn der Arzt, der Gemüth hat, wird auch mehr erfahren können, weil ihn die Kranken mehr suchen, als den kalten, abstracten, wenn auch denkenden Heilkünstler. Die in jedem Menschen, sei es auch der ärmste, verlassenste und körperlich hinfälligste, schlummernde geistige und moralische Kraft zu erwecken und durch liebende Theilnahme mächtig anzufachen, bleibt eine Hauptaufgabe des

Armenarztes, und wer ihr nicht entspricht, hat sein Werk nur halb gethan. Neben dem schönsten, edelsten Einwirken des Armenarztes auf den Kranken muß man aber weiter erwägen, ob der Arzt mit seinen wissenschaftlichen Verordnungen unter gegebenen Umständen helfen kann, oder ob dieß durchaus vermöge allzu großer Noth unmöglich ist? Im ersten Falle wird der menschenfreundliche Arzt freudig seine Pflicht thun, im zweiten giebt es für den armen Kranken keinen anderen Ausweg, als das Krankenhaus. Viele gehen wohl gerne in dasselbe, doch wie schwer ist dieses da, wo die Kranken bei eben hervorbrechenden hitzigen Ausschlägen, bei culminirenden Entzündungen noch fortgeschafft werden sollen, oder wo die kranke Mutter ein Kind säugt. Dieß ist der Standpunkt, wo der Arzt nur allein das untrüglichste Organ der Wahrheit für den Staat in der Erkrankung seiner Armen werden kann. Hier ist der Platz für milde Beiträge, die aber der Armenarzt vertheilen soll. Schon mancher brave Kranke wurde gerettet, indem die Behörden durch den fühlenden Armenarzt sein Elend erfuhren. Denn wer kann besser die Lage einer armen Familie beurtheilen, als der Arzt; wer wird sicherer die beste Abhilfe bei eingetretener Noth angeben können, als eben der Arzt, der die Ursache der Krankheit und der Verarmung aus gleicher Quelle auffaßt und dem entsprechend auf die wirksamsten Mittel sinnt und somit nebst der Medicin, z. B. bei Gichtkranken Holz, bei Scorbutischen bessere Nahrung und Bier, bei entkräfteten Wassersüchtigen und Auszehrenden Wein, und überhaupt bei allen Kranken durch erhebende moralische Eindrücke Erhöhung der Lebensthätigkeit herbeizuschaffen sucht. Durch viele und mannichfaltige Erfahrungen bei Erkrankungen der Armen und auch Anderer, besonders in schwierigen, die ganze Denkkraft des Arztes herausfordernden Fällen, hat sich der Verfasser überzeugt, daß in ähnlichen Krankheitsfällen und deren genauen und sicheren Erinnerung für den Arzt der Anhaltepunkt seiner praktischen, entscheidenden Handlung nicht immer in Büchern zu finden sei, sondern einzig

sicher und wahrhaft nur in der durchdrungenen Auffassung des ganzen geistigen Daseins des Menschen getroffen werde. Dieser Blick in's geistige Centrum des Kranken wird dem Arzte sicherer zu den wissenschaftlichen Anzeigen seiner Kunst verhelfen, und so wird der fühlende Mensch über den kalten, mehr abstracten, wenn auch denkenden Praktiker siegen, denn das Höchste der ärztlichen Kunst ist Handeln im Leiden, nicht blosses Erkennen des Leidens. Der liebende Wille des menschlichen Arztes ist die Basis aller Therapie in der Armenpraxis; und hat sich der Armenarzt durch den Inhalt seines eigenen Innern auf diesen Standpunkt erhoben: so wird es ihm dann leicht sein, beim Menschen, den er durch Anregung dessen inneren Lebens sich zugewendet hat, die feinen, distincten Verhältnisse aufzufassen, in wie weit in einem bestimmten, körperlichen Leiden durch Kunst und Wissenschaft gewirkt werden kann und muß. Die erste und allgemeinste Anzeige in der Armenpraxis ist nach der 8jährigen Erfahrung des Verfassers die Menschlichkeit und dieser Genüge zu thun die Hauptaufgabe. Ueber die specielle Behandlung der am meisten unter den Armen vorkommenden Krankheiten fügt der Verfasser noch Folgendes hinzu: in der so oft vorkommenden Rippenfell- oder eigentlich Rippenfellungenentzündung ist, ungeachtet der oft schlechten Ernährung des Körpers, meist der strengste antiphlogistische Heilplan durchzuführen. Eine bis drei starke Aderläße, örtliche Blutentziehungen, nebst den entsprechenden kühlenden Mitteln werden mit gutem Erfolge verordnet. Der harte, beschleunigte Puls fordert die kühne Aderläße, wenn auch Alter, Aussehen und die ganze Ernährung des Körpers die bedenklichste Gegenanzeige stellen: so mächtig ist hier der entzündliche Krankheitscharakter. Der Verfasser sah nie reine, phlegmonöse Lungenentzündungen, die sich durch dunkelrothes Gesicht, Zentnerlast auf der Brust u. s. w. ankündigten, sondern immer waren sie mit Seitenstich verbunden, also das Rippenfell mit ergriffen, folglich rheumatischen Charakters, der in und um Linz entzündlich, wie ende-

misch vorherrscht und in der Einwirkung auf schwächere, ältere Menschen als Gicht auftritt. Ein steter Begleiter aller schweren Lungenentzündungen war der Frieſel; er behielt gleichfalls den entzündlichen Charakter bei, die drohenden Metastasen auf die edleren Organe, wie Hirn und Herz, konnten nur durch kühne Aderläße und örtliche Blutentleerungen mit Erfolg beseitigt werden; sowie die beim Frieſel oft plötzlich eintretenden Krämpfe nur durch die mildesten Nervina, wie Aqua Castorei, laurocerasi, melissae, Spir. C. C. etc. zu heben waren. Das Gleiche fand auch beim Kindbettfieber statt; auch hier erschien nur zu oft Frieſel mit dem heftigsten, entzündlichen Fieber, und nur der entschieden fortgesetzte antiphlogistische Heilplan lohnte, wiewohl der Verfasser seit einiger Zeit bemerkte, daß Kindbettfieber mit Frieſel unter den Armen weit seltener vorkamen, als bei Wohlhabenderen. Häufig behandelte der Verfasser als Armenarzt auch die Kolik. Auch sie hatte mehr den entzündlichen Charakter, weshalb emollirende, ölichte Mittel allen andern vorzuziehen waren. Die zuweilen epidemisch herrschende Gichtkolik spottete aller Behandlung, das meiste leisteten noch Bäder, Buttermilch, starke Gaben Calomel mit Opium, Ricinusöl und Klystiere. War einmal die krampfhafte Stuhlverhaltung überwunden, so trat gleich Erleichterung der oft lange andauernden Schmerzen ein, und versagten diese Mittel Hilfe, so wurden Vesicatore auf den Unterleib mit Erfolg benutzt. — Die Behandlung der bei den Armen so oft vorkommenden Gicht muß wohl meist eine andere sein, als bei Wohlhabenden. Bei Ersteren ist die Gicht nur zu oft eine Krankheit des ganz abgenützten Organismus, eine Folge großer Noth, der feuchten Wohnung, der harten Arbeit, des moralischen Wehes, während sie bei Letzteren in Ueberfülle der Säfte, kurz einem zu gesteigerten Lebensprozesse begründet ist, und während bei den Armen meist Cortex Chinae, Rheum, Guajacum, gute Nahrung, Wein u. s. w. die rationelle Anwendung finden, leisten bei Wohlhabenden gewöhnlich allgemeine und örtliche

Blutentziehungen, Calomel, Purganzen und strenge Diät ersprießliche Dienste in der Gicht. — Der Verfasser schließt diese Bemerkungen mit dem Wunsche, daß die Stimme der Humanität, die bei der jetzt so um sich greifenden materiellen Auffassung der Medicin immer schüchterner sich zu erheben wagt, dem Armenarzt nie unvernommen bleibe. Die Gegenwart fordert von ihm Hülfe und Linderung. Beide wird er jener folgend leichter finden! (Jahrb. der k. k. österr. Staaten. Bd. XXXII. St. 3. Kneschke's Summarium, Jahrg. 1841. Bd. 1.)

III.

Bemerkungen über einige Verschiedenheiten in der Praxis der französischen und deutschen Aerzte.

Von Dr. Lutz in Bern.

Aus des Verfassers Aufsatz in des verst. v. Pommer's Zeitschrift für Natur- und Heilkunde N. F. Bd. II. H. 2. entnehmen wir hier nur Folgendes:

Nach meiner Ueberzeugung haben die sich darbietenden Verschiedenheiten in der Praxis der französischen und deutschen Aerzte, einen tiefern Grund, als einen bloßen Wechsel der Systeme. Im Berner Lande, insbesondere aber in der französischen Schweiz, durchdringen sich französische und deutsche Behandlungsweise mannichfaltig; überall aber giebt es ausgezeichnete Praktiker, die sich den Fesseln der Nationalbegriffe größtentheils zu entziehen vermögen. Als durchgreifende Verschiedenheit zwischen der Praxis der französischen und deutschen Aerzte mag zuerst bezeichnen, daß die Letzteren, mit Ausnahme der Homöopathen, sich zuviel auf die Hilfe der Materia medica verlassen,

und ihre Arzneien in großer Anzahl, kräftiger Auswahl und meist starken Dosen anwenden, während die Ersteren gerade das Gegentheil thun, indem sie den Arzneischatz gewöhnlich nur in geringem Maße und nicht anhaltend in Anspruch nehmen. In der Beleuchtung dieses Gegenstandes macht der Verfasser mancherlei Bemerkungen über die physische Constitution der französischen Nation, über die bei dem dortigen Publikum vorherrschende Abneigung gegen allen Arzneigebrauch, über die Schwierigkeiten, welche daher die Aerzte, zumal die jüngeren, zu überwinden haben, über die meist sehr mangelhaften Kenntnisse derselben im Fache der Arzneimittellehre; im Gegensatze zu diesen aber lobt er das gründliche Wissen der deutschen Aerzte in letzterem Fache, macht jedoch zugleich ihre Sucht, Alles mit Arzneien curiren zu wollen, und den daraus entstehenden, häufig sehr überflüßigen, manchmal höchst schädlichen Gebrauch derselben bemerklich, sowie das allzugroße Zutrauen unseres Publikums zu den Arzneimitteln, wodurch der Arzt, besonders derjenige auf dem Lande, welcher fast einzig von dem Arzneiverkaufe lebt, beinahe gezwungen wird, sich derselben in zu reichlichem Maaße zu bedienen. Als fernere, aber mit der ersteren genau zusammenhängende Verschiedenheit wird die ungemeine Rücksicht, die der französische Arzt dem diätetischen Verhalten widmet, aufgestellt, während wir demselben in unserer Praxis im Allgemeinen nicht die nöthige Aufmerksamkeit schenken. Es wird hier die Wichtigkeit der Diätetik, aber auch der unvollkommene Zustand derselben als Wissenschaft, und die Schwierigkeit ihrer praktischen Anwendung gezeigt, sowie ferner dargethan, daß die französischen Aerzte, bei allem Verdienste in dieser Hinsicht, die Diätetik doch sehr beschränkt auffassen, indem ihre Vorschriften fast ausschließlich auf Essen und Trinken (das sogenannte Régime) sich beziehen, während sie die andern Punkte, namentlich die Berücksichtigung der Hautfunction, auffallend vernachläßigen. Es wird den hierseitigen Aerzten eine durchgreifendere Beachtung der Diätetik, zugleich aber auch eine umfassendere Behandlung

dieses Gegenstandes, als wir solche bei unsern Nachbarn vorzufinden gewohnt sind, dringend empfohlen. Ein Grundzug der französischen Medicin ist auch eine überwiegende Furcht vor jeder starken Aufregung, es mag solche Product der Krankheit oder Folge des Heilverfahrens sein. Der Grund davon wird in der Sensibilität der Nation und in unrichtigen Ansichten und unklaren Begriffen nachgewiesen; man will die Natur ihren Gang gehen lassen; fièvre, inflammation, irritation sind Schreckensworte; das was man darunter versteht, möglichst zu beschwichtigen, ist das gewöhnliche Augenmerk der Aerzte, die selten bedenken, daß sie oft gerade dadurch den Gang der Natur stören, die Deutschen besitzen daher in dieser Beziehung klarere Ansichten und richtigere Begriffe; doch giebt es auch bei uns unendlich viele, rein symptomatische Behandlungen, und wenn dort zu viel geschwächt und besänftigt wird, so wird bei uns zu viel gereizt und gestärkt. Das bisher Angeführte ist als althergebrachte Verschiedenheit der Praxis der Aerzte der hier in Vergleich kommenden Nationen anzusehen. Es giebt außerdem jetzt in Frankreich ein medicinisches System, das neuerlich von Broussais eingeführt, besondere Berücksichtigung verdient, und dessen Einfluß auch bei uns täglich auf mannichfache Weise empfunden wird. Der Verfasser richtet daher seinen Blick auf einige Eigenthümlichkeiten desselben. Die Blutegel werden in ungeheuerem Uebermaaße angewendet, der Aderlaß wird über Gebühr vernachläßigt. Bei diesem Anlasse erkennt er zwar vollkommen die Verdienste Broussais's an, rügt jedoch ernstlich die durch denselben hervorgerufene Blutegelwuth, und erzählt als Beleg die Geschichte eines jungen Schweizerofficiers, der zu Paris ein Opfer derselben ward. Wir in der deutschen Schweiz haben uns bis jetzt noch ziemlich davor bewahrt, allein auch unsere Gränzen hat sie hie und da schon überschritten; sie wird jedoch aus oben angeführten Gründen schwerlich stark um sich greifen. Die ausleerende Methode, besonders durch Laxiermittel, findet jetzt in Frankreich seltnere Anwendung, als bei uns.

Die Leroy'schen Arzneien widersprechen diesem Satze nicht, denn sie gehörten niemals in die Praxis der Aerzte, sondern waren nur Privatspeculation. Es wird hiebei gezeigt, daß man sich in Frankreich in der gewöhnlichen Praxis zum Abführen meist nur des Ricinusöls, und nur selten unserer häufigsten Laxirmittel, der Sennes-, Rhabarber- und Salztränkchen bediene; zugleich werden die Vortheile und Nachtheile beider angegeben, und gerne wird zugestanden, daß man bei uns zu viel laxire. Die außerordentliche Verrufenheit, in welche der Wein bei den französischen Aerzten gekommen ist, bietet eine merkwürdige Eigenheit der jetzigen Epoche dar. Absolutes Verbot des Weines ist bei ihnen der erste Punkt jeder diätetischen Vorschrift, und Nichtgenuß desselben wird je länger je mehr Sache des guten Tones. Es wird auseinandergesetzt, daß allerdings gewöhnlich zu viel Wein getrunken werde, daß er oft positiv schädlich sei und rücksichtlich seiner stärkenden Kraft viele Irrthümer obwalten; aber auch, daß ein mäßiger Genuß dieses Getränkes nicht schade, häufig sogar mit Nutzen gebraucht werden könne und eine übermäßige Furcht davor durch Verweichlichung fast eben so nachtheilig wirke, als eine zu große Vorliebe für denselben. Die Gicht wird in verschiedenen Beziehungen im Allgemeinen von den deutschen Aerzten weit besser behandelt und erkannt, als von den französischen. Der Verfasser macht bei dieser Gelegenheit auf die nachtheiligen Wirkungen einer allzu schwächenden, blos auf Beschwichtigung der Zufälle hinwirkenden Behandlung und auf die verschiedenen übeln Folgen, die daraus im Allgemeinen und Besondern bei atonischer und anomaler Gicht entstehen, aufmerksam. Zugleich erinnert er aber auch, daß ähnliche Nachtheile bei uns häufig aus dem Mißbrauche der auflösenden und antigastrischen Methode hervorgehen.

In der Behandlung der Hypochondrie und der damit verbundenen Dyspepsie, Verdauungsbeschwerden, Pollutionen beschränken sich die Franzosen hauptsächlich auf eine strenge Diät, und erreichen damit vollkommen ihr Ziel, insofern es blos in

baldiger Verminderung der Beschwerden und in Vermeidung neuer heftiger Anfälle besteht. Es wird aber gezeigt, daß sich das Uebel dadurch nicht hebe und man diese Heilmethode häufig so weit treibe, daß die Folgen derselben schlimmer sind, als die ursprüngliche Krankheit. Hier tritt einer jener Fälle ein, wo der wahrhaft praktische Arzt sich einen Mittelweg wählen und auf demselben vortreffliche Resultate erzielen wird.

Ausgezeichnet gut eignet sich der Charakter der französischen Medicin zur Behandlung der Hysterie und der vielfachen aus dieser Quelle entspringenden Beschwerden des weiblichen Geschlechts. Der Verfasser läßt in dieser Hinsicht den Talenten und dem savoir-faire der geschicktern französischen Praktiker volle Gerechtigkeit widerfahren. Auch auf chirurgische Uebel erstreckt sich oftmals der nachtheilige Einfluß der übertriebenen Anwendung der Blutegel, indem dadurch häufig die Vollendung des Krankheitsprocesses unzeitig unterdrückt, und die zur endlichen Heilung erforderliche Kraft unnützer Weise verschwendet wird. Rücksichtlich des Verhältnisses der Aerzte zum Publikum und zum Staate, insofern sich eine Verschiedenheit desselben aus den Eigenthümlichkeiten der deutschen und französischen Praxis herleiten läßt, werden folgende Punkte angeführt und entwickelt: 1) Der französische Arzt ist im Allgemeinen weit weniger Herr seines Patienten, als der deutsche; er ist mehr ein bloßer Rathgeber, dessen Vorschriften man befolgt, wenn sie nämlich mit den eigenen Ansichten und Vorurtheilen, die dort noch weit größer sind, als bei uns, übereinstimmen; 2) die französischen Aerzte theilen sich mehr als die deutschen in 2 Abtheilungen, nämlich in solche, die im gewöhnlichen Leben gebraucht werden, und in solche, die man in jeder wichtigen Krankheit consultirt. Die Erstern haben eine sehr geringe Autorität, und es ist gleichsam nur den Letztern vorbehalten, auf eigentliche Folgsamkeit Anspruch zu machen, und durchgreifend einschreiten zu dürfen; 3) die übermäßige Sucht der Franzosen, nach allen möglichen, sich täglich erneuernden Geheimmitteln zu haschen, und die große

Bedeutung, welche Manche der letztern auf kürzere oder längere Zeit erhalten, läßt sich größtentheils aus der Handlungsweise der französischen Aerzte und der Meinung, die man von ihnen hegt, erklären; 4) der geringe Verbrauch von Arzneimitteln in der medicinischen Praxis der Franzosen hat zur Folge, daß selbst auf dem Lande die Aerzte nicht wie bei uns vom Verkaufe derselben leben, sondern für ihre Bemühungen und Räthe bezahlt werden. Der große Nachtheil, der aus den bei uns üblichen Gebräuchen in dieser Beziehung für die Landärzte und ihre Kranken entspringt, ist bekannt genug, die Abhilfe jedoch schwierig; 5) mit vielen oben berührten Verhältnissen hängt der in Frankreich vorhandene Mangel einer gehörigen Aufsicht über den Arzneiverkauf und der schlechte Zustand der meisten Apotheken genau zusammen; endlich 6) ist es bekannt, daß Frankreich keine geregelte Medicinal-Ordnung und keine in einander greifenden Medicinal-Behörden besitzt, und daß zur Ausübung der Staats-Arzneikunde die Kenntnisse der Aerzte nur wenig und auf sehr unbestimmte Weise in Anspruch genommen werden.

IV.

Verhältniss der Curgäste zum Brunnenarzte.

Von Dr. Brück, Brunnenarzt zu Driburg ꝛc. ꝛc.

Wenn irgendwo, so gilt am Bade der Spruch des Celsus: „Erwünscht ist es, den Arzt zum Freunde zu haben.“*) Der Brunnenarzt steht zu seinen Kranken in einem anderen vielseitigeren Verhältnisse, als der Hausarzt. Vertraut mit der Lokalität, welche den meisten Ankömmlingen neu ist, mit dem Personal und den Einrichtungen der Heilanstalt, deren diese fortan bedürfen, bekannt mit der vorhandenen Gesellschaft, in welche der neue Curgast einzutreten im Begriff steht, endlich aber als Arzt Derjenige, welcher durch Erfahrung und specielle Richtung seiner Studien mit den Heilquellen, worauf der Kranke eben angewiesen ist, auf's Genaueste vertraut sein muß, ist der Brunnenarzt dem Curgaste Führer, Rathgeber, Helfer in leiblichen und Gemüths-Angelegenheiten, Vertrauter der Leiden eines Jeden, und geselliger Theilnehmer an den Tagesbegebnissen Aller, heilender Meister und dienender Bruder zugleich. Momentan soll er sich mit den verschiedenartigsten Charakteren und

*) Optimum est, amicum habere medicum.

Ständen jedes Alters und Geschlechts in Einklang setzen; mit einem glücklichen Blick soll er das Bild jahrelangen Leidens jedes Einzelnen auffassen und es im treuen Gedächtnisse und theilnehmenden Herzen bewahren, jeden Augenblick soll es ihm gegenwärtig sein, damit er jeder Anfrage Genüge leisten möge, vom frühen Morgen bis zum Abend, vom Beginne der Cur eines Jeden bis zur Abreise. An den Brunnenarzt wendet sich in der Regel Jeder bei vorfallenden Differenzen aller Art, bei etwaigen Nachlässigkeiten des subordinirten Personales der Badeanstalt, bei etwaigen Mängeln der Apparate; die Anklagen über Koch und Kellermeister ergehen zunächst an den Brunnen-Arzt, nicht minder die Verantwortungen dieser Angeklagten, welche meist in Gegenklagen bestehen; ja, nicht selten werden mißmuthige Seufzer über ungünstige Witterung an ihn gerichtet, als ob es in seiner Macht stände, dem Wasser und den Winden mit seinem Aeskulapsstabe zu gebieten, wie Neptun mit seinem Dreizack. Ueberdieß wird er von einer Menge von Armen bedrängt, welche Theil haben wollen an den milden Stiftungen der Badeanstalt; von einer Menge schriftlicher Anfragen und Aufträge, die beantwortet und ausgerichtet sein müssen, und zum Schluß fordert die Regierung Nachrichten und Berichte über den Stand der Anstalt bis in die genauesten Details.

Dagegen wird jeder billig denkende Curgast seinerseits gern dahin wirken, Jenen in den Stand zu setzen, seines Amtes in möglichster Präcision und Ausdehnung zu warten. Hierzu gehört zunächst eine, vom Hausarzte verfaßte, gedrängte Krankheitsgeschichte zur Instruction des Brunnenarztes. Es ist nämlich höchst nöthig, daß dieser gleich beim ersten Besuche ein richtiges, scharf gezeichnetes Krankheitsbild empfange, indem hier sofort ein durchgreifender Curplan entworfen und in's Werk gesetzt werden soll. Hier vorzugsweise heißt es: „die Gelegenheit ist flüchtig, das Urtheil schwierig, das Experiment gefährlich.“ — Kommt dennoch der Kranke ohne schriftliche Mittheilung zum

Curorte, so wird er nicht säumen, vor dem Beginne der Cur sich an den Brunnenarzt zu wenden. Zum Glück sind die Fälle selten, daß an bedeutend eingreifenden Heilquellen Kranke auf's Gerathewohl und nach oberflächlicher Anweisung des Hausarztes die Cur beginnen.

Jedes Individuum bedarf einer eigenthümlich modificirten Cur; am Brunnen nicht weniger, als zu Hause. Diese anzugeben und zu leiten, ist der Brunnenarzt angestellt. Ihm liegt es ob, zu bestimmen, ob der Ankömmling die Cur sofort beginnen dürfe? ob nicht vielleicht die Beschwerden der Reise denselben einiger Ruhe bedürftig machen? ob vorläufige Herstellung gewisser Functionen, welche auf der Reise leicht gehemmt werden, nöthig? ob beim Beginnen der Cur diese in ihrem ganzen Umfange anzuwenden? ob etwa mit dem Trinken der Anfang gemacht werden müsse, und aus welcher Quelle? ob mit oder ohne Zusatz und Nebenarznei; oder ob mit dem Bade — vielleicht einem modificirten — der Anfang zu machen sei?

Gefällt es dem Curgaste, in Mußestunden diesen Regeln und Winken seine Aufmerksamkeit zu schenken, so wird er dadurch manchem Diätfehler vorbeugen, manchem Irrwege ausweichen und den Rath des Arztes nur in Bezug der specielleren, sein Uebel betreffenden Punkte in Anspruch zu nehmen nöthig finden, was von diesem um so dankbarer anerkannt werden wird, je beschränkter in der Höhe der Saison seine Zeit ist. Nur auf diese Weise wird es dem Brunnenarzte möglich sein, kurz und bestimmt den Fragen der Mehrzahl an der Quelle Genüge zu leisten, wo er jeden Morgen während der Trinkstunden zugegen und Jedem zugänglich ist, indem er häufigere Besuche in den Wohnungen nur den schwerer Erkrankten abzustatten im Stande ist.

Es giebt jedoch Materien, welche im Gedränge an der Quelle zu besprechen, zu weitläufig oder mißlich wäre — mancher Kranke hat auch das Bedürfniß wiederholter tröstlicher Zusprache des Arztes, und enträth ihrer aus übergroßer Schonung

desselben. Hier sei mir im Namen aller Brunnenärzte die dringende Bitte erlaubt: jeder Curgast möge doch so oft und zu jeder Stunde, wo er dessen bedarf, den Brunnen-Arzt besuchen, oder dessen Besuch verlangen! denn um wie viel angenehmer und ersprießlicher ist es nicht diesem, einem klar ausgesprochenen Wunsche mit Heiterkeit Folge zu leisten, als Vorwürfe über Mangel an Aufmerksamkeit und dadurch ein Mißbehagen zu veranlassen, welches wieder gut zu machen, es oft zu spät ist, wenn er davon — etwa durch einen Dritten — Kunde bekommt!

So vertire ich denn zum Schluß dieses Aufsatzes den obigen Ausspruch des Celsus dahin: Höchst erwünscht ist es dem Arzte, Befreundete um sich zu haben!

IV.

Medicinische Länder- und Völkerkunde.

I.

Die mediciniſche Schule in Konſtantinopel.

Zahlreich ſind die öffentlichen Gebäude und Inſtitute in Konſtantinopel, welche die Erinnerung an den nur zu früh verſtorbenen Sultan Mahmud erwecken. Eines der prachtvollſten und zugleich der nützlichſten iſt ſicherlich die mediciniſche Schule in Galata-Serai. Dieſes Inſtitut, von ihm gegründet und mit väterlicher Sorgfalt gepflegt, hatte nach ſeinem Tode das Glück, von Abdul-Medſchid mit demſelben warmen Intereſſe betrachtet und behandelt zu werden. Das Werk, das der Vater begonnen, iſt der Sohn im Begriff zu vollenden, und wenn auch noch nicht vollendet, ſo dürfte es doch nicht unintereſſant ſein, eine kurze Beſchreibung des Zuſtandes zu geben, in welchem es ſich gegenwärtig befindet.

Durchſtreift der neugierige Fremdling Pera's Straßen, ſo wird ihm alsbald ein ſtattlicher Palaſt auffallen, umgeben von hohen Mauern und mit einem graciöſen Portal, des mit dem goldenen, auf grünem Grund ſchimmernden Namenszuge des Großherrn geſchmückt iſt. Hat er den leicht gewölbten Bogen durchſchritten, ſo tritt er in einen geräumigen Hof; rechts und

links zieht sich eine lange Reihe von fensterreichen Gebäuden hin; in der Mitte ist der botanische Garten mit seinem Glashause. Vorwärtsgehend gelangt er in einen zweiten, fast eben so großen Hofraum, der wiederum von weitläufigen Gebäuden begränzt wird; auf der einen Seite zeigt sich eine niedliche Moschee mit ihrem schlanken Minaret, halbversteckt zwischen schattigen Bäumen, auf der andern Seite das Kiöschk des Großherrn mit seiner orientalischen Terrasse. Durchläuft er ein wenig das Innere, so werden ihm sicher die freundlichen Wohnzimmer der Zöglinge mit ihren in einer langen Linie aufgestellten eisernen Bettstellen, die hellen Lehr- und Studirsäle mit ihren amphitheatralisch sich erhebenden Bänken, der mit Marmorbekleidung belegte große Secirsaal, die Speisezimmer mit den auf fränkische Art gedeckten und servirten Tafeln, der Pavillon der Professoren mit seinen zwanzig möblirten Zimmern, das bequeme Hamam (Schwitzbad), das passende und uniformirte Costüm der Schüler, das sich von dem europäischen blos durch das Fes unterscheidet, die Ruhe, Ordnung und Reinlichkeit, die allenthalben in dieser Anstalt herrschen, sehr gefallen. Gewiß, gegen die materiellen Einrichtungen läßt sich wenig oder gar nichts einwenden, und ich erlaube mir blos die Bemerkung, daß alle diese lieblichen, mit hellen Oelfarben angestrichenen Gebäude von Holz sind, was die bange Sorge erregt, daß diese kostspielige Anstalt einmal unversehens ein Raub der Flammen werden könnte.

Gehen wir nun zu dem Wesentlicheren, dem Wissenschaftlichen über. Das erste Hinderniß, das sich bei der Errichtung von Schulen bei allen Nationen, die ihre Bildung vom Ausland herholen müssen, darbietet, ist die Sprache. Dasselbe zu beseitigen giebt es drei Mittel. Das erste ist, Leute von dieser Nation in's Ausland zu schicken, sie dort völlig erziehen zu lassen und nach ihrer Zurückkunft aus ihnen die Lehrer der Schulen zu bilden. Da hiezu wenigstens ein Zeitraum von acht bis zehn Jahren erforderlich ist, so war dieser Weg zu langsam. Es blieben also noch die beiden anderen Mittel

übrig, nämlich entweder ausländische Lehrer die Wissenschaft vermittelst guter Dolmetscher vortragen zu lassen; oder dieß in irgend einer fremden Sprache zu thun, welche die Schüler erlernt haben müssen. Hier wurde zu diesem letzten Mittel gegriffen, während man in Aegypten das zweite gewählt hat. Vielfache Discussionen haben sich erhoben, welche Methode die geeignetere sei. Beide haben Vieles für und Vieles gegen sich, und hier ist der Ort nicht, diesen Streit auszukämpfen. Vielleicht entscheidet die Zukunft darüber, das heißt die Resultate beider Schulen. Für die zum medicinischen Unterrichte geeignetste Sprache hielt man die französische und wählte sie dazu. So war es eine Hauptaufgabe, die Schüler mit ihr vertraut zu machen, ehe sie ihre medicinischen Studien begannen, und die Schule wurde deshalb in zwei Hauptzweige getheilt, in die Vorbereitungsschule und die medicinische Schule.

Die Vorbereitungsschule besteht aus drei Classen, in jeder verweilen die Schüler ein Jahr. In ihr wird die französische, türkische und arabische Sprache, französische und türkische Kalligraphie, Geographie, Mathematik und die Geschichte des türkischen Reichs gelehrt. Fünf Professoren, unter denen sich auch ein Türke befindet, sind zum Unterricht der französischen Sprache angestellt. Unter ihnen zeichnen sich die Brüder Rouet (leider hat die Schule den einen durch seine Ernennung zum Secretär Reschid Pascha's verloren), zwei junge Franzosen von tüchtiger und ausgebreiteter wissenschaftlicher Bildung, nicht nur im Vortrag der französischen Sprache in den höheren Classen, sondern auch der Mathematik, Geschichte und Geographie, aus. Die medicinische Schule soll, nach dem Plan, auch aus drei Classen bestehen, in deren jeder der Curs ein Jahr dauert. Jedoch existirt bis jetzt blos die erste Classe, in der sich einige 40 Schüler befinden. Hier ist es nothwendig, einen kurzen Rückblick auf die Entstehung der Schule zu werfen. Schon seit mehr als acht Jahren ist in einem Gebäude, Tepchane genannt, eine medicinische Schule, in welcher auch die französische Sprache

eingeführt war. Da sie aber keine genügenden Resultate lieferte, wurde ihre Umgestaltung beschlossen. Galata-Serai wurde zu dieser neuen Schule bestimmt und eingerichtet, und der von der Pforte von Oesterreich verlangte und gegen Ende des Jahres 1838 angekommene Arzt Dr. Bernhard mit der Reorganisation beauftragt. Anfangs vorigen Jahres wurden die 150 Zöglinge der alten, nun aufgelösten Schule nach Galata-Serai verpflanzt, und der Unterricht angefangen. Unter ihnen wurden blos die erwähnten 40 fähig befunden, die erste, das heißt niederste Classe der mediciniſchen Schule zu betreten, die übrigen wurden je nach ihren Kenntnissen in den verschiedenen Vorbereitungsclassen untergebracht. Das erste Schuljahr begann aber erst von dem Monat Schewal 1255 (December 1839) zu zählen. So wie die erste Classe nach vollendetem Schuljahr zur zweiten vorrückt, wird auch diese und später die dritte errichtet werden. In dieser ersten Classe nun wurden während dieses Jahres Botanik, Physik, Anatomie, Physiologie und theoretische Chirurgie (alle Schüler hatten in der alten Schule schon einige Jahre mediciniſche Vorlesungen, als Anatomie, Chemie ꝛc. gehört) vorgetragen. Gegenwärtig sind blos vier mediciniſche Professoren an der Schule. Die Collegien sind folgendermassen unter ihnen vertheilt: Dr. Bernhard, Zögling des Wiener Josephinums, trägt die Botanik und theoretische Chirurgie vor. Die Botanik wird jetzt nicht mehr, wie früher, an Kupfertafeln, sondern an wirklichen Pflanzen aus dem botaniſchen Garten, der in diesem Jahre von dem Wiener Botaniker Skalak angelegt worden, demonstrirt. Obgleich der Vortrag der Chirurgie sich blos auf den theoretischen Theil derselben beschränkt, so läßt Dr. Bernhard doch immer die Schüler bei seinen häufigen Operationen assistiren, wodurch sie sich nicht nur frühzeitig daran gewöhnen, vor dem Blut und Geschrei der Kranken nicht zurückzuschrecken, sondern auch nach und nach mit allen Hauptoperationen bekannt werden. Er ist ein braver Chirurg und Augenarzt und kühner und gewandter Operateur (wir hatten

häufig Gelegenheit, uns davon zu überzeugen), der als Professor an jeder chirurgischen Klinik glänzen würde. Dr. Spitzer, Zögling der Wiener Universität, trägt die Anatomie vor. Er besitzt gründliche Kenntnisse derselben, und hat zugleich das Talent, sie leicht und faßlich vorzutragen.

Einen großen Mangel der Schule kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen. Die Anatomie, diese Basis der Medicin, wird nicht an Leichnamen, sondern an den zerlegbaren Modellen von Dr. Auraux von Paris (anatomie plastique), deren die Schule eine schöne Sammlung hat, und an Kupfertafeln, namentlich den zerlegbaren von Tuson und denen von Caldani demonstrirt. Was sich an Thieren zeigen läßt, wird an ihnen demonstrirt. Zwar wollte man behaupten, dieß reiche zur Bildung eines Arztes hin. Wenn es auch zur oberflächlichen Bildung eines solchen hinreichen würde, so wird es doch Niemand einfallen, den Satz aufzustellen, daß man ein Chirurg werden könne, ohne die Anatomie und operative Chirurgie an menschlichen Leichnamen studirt und mit dem Messer in der Hand eingeübt zu haben. Da nun die Zöglinge dieser Schule vorzüglich zum Sanitätsdienste der Armee bestimmt sind, so wäre gerade für sie ein gründliches Studium der praktischen Chirurgie fast nothwendiger als jenes der Medicin. Das Hinderniß der Leichenzergliederungen ist ein religiöses Gesetz, welches verbietet, die Todten zu öffnen, vielleicht aus dem Grunde, weil sie noch Schmerzen empfinden sollen, bis sie begraben sind. In Aegypten wird schon seit einigen Jahren die Anatomie an Leichen demonstrirt. Allein man bedenke, daß Mehemed Ali es dort blos mit Fellahs zu thun hat, daß sein ausgesprochenes „Ich will" hinreicht, etwas in Wirklichkeit zu setzen, mag es dem religiösen Glauben der Völker zuwider sein oder nicht, die Türken aber freie Menschen sind, die nicht so leicht ihren Nacken unter jeden Befehl des Herrschers schmiegen — Menschen, die denken, und die man erst zu überzeugen suchen muß, daß eine befohlene Sache wirklich gut und nützlich sei. Die Physiologie wird von Dr.

Stephanaki Karatheodori und die Physik von Dr. Konstantin Karatheodori gelehrt, beide sind Männer, die in Konstantinopel großen Ruf als praktische Aerzte haben, und von denen der erste in Italien und der zweite in Paris und London studirt hat. Zum Vortrag der Experimentalphysik besitzt die Schule ein reichhaltiges physikalisches Cabinet. Zu den medicinischen Professoren gehört nun noch ein fünfter, Hr. Calleja, einer der besten Apotheker Konstantinopels, der in Italien seine Studien gemacht hat; er trägt Chemie und Pharmazie vor. Die Mediciner hören sie erst in der zweiten Classe; dieses Jahr hielt er nur für die Pharmazeuten Vorlesungen. Denn in der Schule ist auch eine pharmazeutische Classe, die bis jetzt aber blos sieben Schüler hat. Sie besuchen nicht die Vorbereitungsschule, sondern beginnen unmittelbar ihr Fachstudium. Nebst den Vorlesungen über Chemie, Pharmazie, Botanik ꝛc. üben sie sich auch im Praktischen, im Präpariren der Medicamente, in der Centralapotheke der Armee, die sich in Galata-Serai befindet, und deren Vorstand auch Hr. Calleja ist. Außer dem anatomischen und physikalischen Cabinet besitzt die Schule auch eine gute Bibliothek, die nicht nur arabische, sondern auch viele französische Werke enthält. An der Spitze der Schule steht der Hekim Baschi, Abdullah Effendi, der durch seinen guten Willen, seine rastlose Thätigkeit und das Ansehen, welches er bei dem kaiserlichen Hofe genießt, Vieles zum Besten derselben beigetragen hat. Sein Sohn, Chairulach Effendi, ein unterrichteter und aufgeklärter Muselmann, ist Studiendirektor, das heißt, er hat die Oberaufsicht über den Dienstgang der Schule, über die Professoren und Zöglinge. Außer ihm sind noch acht Aufseher (surveillants) da. Sie wurden aus den besten Zöglingen der alten Schule ausgewählt und haben alle ziemlich die französische Sprache inne. Ihre Pflicht ist nicht nur, über die zu ihrer Abtheilung gehörigen Zöglinge zu wachen, sondern auch den Vorlesungen beizuwohnen, schwierige Stellen den Zöglingen nach dem Professor noch einmal in türkischer Sprache vorzutragen

und ihnen bei ihren Repetitionen das, was jene in den Vorlesungen nicht recht begriffen haben, zu erklären. Die Strafen der Zöglinge werden auf die Berichte der Professoren oder Aufseher vom Studiendirektor ausgesprochen. Man vermeidet so viel als möglich körperliche Züchtigungen, sucht mehr auf das Ehrgefühl zu wirken oder sie durch Verminderung der normalen Kost, Verbot des Ausgehens an den Vacanztagen zu bestrafen. Alle Zöglinge sind Muselmänner und Seminaristen, die in der Schule essen und wohnen. Ihre Anzahl beläuft sich auf 250, die Anstalt hätte aber Platz und Material für 400. Einmal eingetreten, können sie nicht mehr austreten, und sind nach vollendetem Studium für den Dienst des Staates bestimmt. Theils aus diesem Grunde, theils wegen des unter dem Volke herrschenden Vorurtheils gegen europäische Bildung hatte man Anfangs große Mühe, Schüler zu finden. Die Aufgenommenen waren meistens Kinder armer Leute oder elternlose Knaben. In der letzten Zeit sind auch einige von guter Familie eingetreten. Die Regierung nimmt, um das Volk aufzumuntern, daß es seine Kinder in die Schule thut, nicht nur keine Zahlung für die Studien, sondern bestreitet auch alle Ausgaben der Schüler, als: Kleidung, Nahrung, Bücher ꝛc., und giebt ihnen dazu noch einen Monatsgehalt, der in der niedern Classe 20 Piaster beträgt, und in den höheren bis auf 80 steigt. Es soll im Werke sein, daß auch Kinder von Rajas ohne Zahlung als Externisten aufgenommen werden. Die Stellung der Professoren ist sehr angenehm; sie sind geachtet, nicht mit Lektionen überhäuft und gut besoldet. Sie haben nebst freier Wohnung, Rationen und Kleidung 1500 bis 2000 Piaster Monatsgehalt. Auch hat der Sultan bei seinem letzten Besuche in der Schule im Monat Julius ihnen Decorationen verliehen.

Nun entsteht die Frage, wird die Schule etwas leisten, wird sie ihren Zweck erfüllen? Von der Leistung dieses Jahres werden wir uns bald überzeugen. Denn am Ende des Monats Schaban 1256 (gegen Ende Oktobers 1840) ist der Schluß des

ersten Schuljahres, dann sind öffentliche Prüfungen und Preisaustheilung; die fähigeren Schüler bekommen die Erlaubniß, in eine höhere Classe überzugehen, und während des Ramadans ist Vakanz. Das zweite Schuljahr beginnt erst nach dem kleinen Bairam. In der Voraussetzung, daß in den folgenden Schuljahren medicinische und chirurgische Kliniken errichtet werden, (welches sehr wahrscheinlich ist); ferner daß die Anatomie und operative Chirurgie an Leichen studirt wird (conditio sine qua non), möchte ich behaupten, daß unter diesen Bedingungen die Schule gewiß in einigen Jahren taugliche Subjekte und vielleicht bessere als die ägyptische, liefern wird, die den Sanitätsdienst in der Armee und in den Quarantänen des Reiches versehen können, und daß mit jedem Jahre ihre Bildung und Tauglichkeit zunehmen wird. Denn der Türke hat leichte Fassungskraft, viel Fleiß, Ehrgefühl und bleibt nicht leicht an der Oberfläche der Wissenschaft kleben, sondern sucht in ihr Inneres einzudringen, während der Araber, wie ich in Aegypten zu beobachten Gelegenheit hatte, sich blos ihre Worte mechanisch in's Gedächtniß prägt, um beim Examen antworten zu können, nur studirt, um sich sein tägliches Brod zu erwerben, die Wissenschaft einzig und allein als Nahrungsmittel betrachtet.

Ferner dürfen wir nicht übersehen, daß diese Schule ein sicheres Mittel ist, die Civilisation und die Grundsätze der Reform unter dem Volke auszubreiten. Denn der junge Muselmann legt in ihr das religiöse Vorurtheil gegen Andersgläubige ab; in beständigem Umgange mit Christen, die auf ihn ihre Kenntnisse übertragen, verliert er den fanatischen Haß gegen sie, beginnt vielleicht gar sie zu lieben. Die Erlernung der französischen Sprache schließt ihm den Eingang zu den wissenschaftlichen Werken dieser Nation auf, durch sie wird er mit ihren Sitten und Gebräuchen, mit ihrer Bildung bekannt. So umgestaltet kehrt er von Zeit zu Zeit in den Schooß seiner Familie zurück, wo seine Meinungen und Ideen nicht ohne Einfluß sein können auf seine Verwandten. Ausgebildet tritt er aus der

Schule in's praktische Leben und als Arzt mit allen Ständen in die mannichfaltigste Berührung. Wird er nicht das, was er in seiner Jugend mit gierigen Zügen eingesaugt und wovon seine Seele voll ist, wird er mit Einem Wort die erworbene höhere Bildung nicht auch suchen auf die Leute, mit denen er in Verbindung kommt, und auf seine Umgebungen überzutragen? Möchten die düstern Wolken, die jetzt über dem türkischen Reiche schweben, sich recht bald vertheilen, und der politische Horizont heiter werden, möchte endlich, nach so langen Stürmen, es wieder einmal Ruhe werden in diesen Landen, und wir werden sehen, wie die Civilisation immer weiter ausgebreitetere und tiefere Wurzeln fassen, und wie nach und nach der osmanische Stamm den europäischen Nationen an Bildung, wenn auch nicht völlig gleich, doch ziemlich nahe kommen wird.

II.

Wanderung nach Gräfenberg.*)

Ἄριστον τὸ ὕδωρ.
Pindar.

Wie in einem Shakespeare'schen Drama, oder im Traum, der mit Zeit und Ort noch seltsamer spielt als die Bühne, oder wie Mahomed in seiner himmlischen Nachtreise, kommen wir im Fluge in die Sudeten und nach Gräfenberg.

Wohl dem, der von Jugend auf an den Trank gewöhnt ist, den uns die Natur fast allenthalben aus erster Quelle giebt, das Urelement der Schöpfung, das Wasser; freilich nicht überall in besonderer Güte; aber die Gegenden sind selten, wo es schlecht und ungenießbar ist. Wo es aber aus harten Granitfelsen oder Sandstein vorsprudelt, ist es ein wahrer Segen der Natur. Wie gesund! wie erquickend! wie belebend und heilend! Aber selbst das weichere von gewissen Strömen und Flüssen ward und wird gerühmt. So das vom Phasis im heutigen Mingrelien; über Tag und Nacht in einem Gefäß verschlossen, solle es sich, fabelten die übertreibenden Alten, in

---

*) Aus „Gastrologische Spaziergänge" im Morgenblatt 1840 Okt.

Wein verwandelt haben. — Noch heutige Reisende, wie v. Schubert, rühmen das schon vor Alters gepriesene Nilwasser. „Ihr habt das Wasser vom Nil," rief ein römischer Feldherr seinen Kriegern zu, die Wein forderten, und ihr verlangt noch Wein?" — Gesundes, gutes Wasser gehört vor allen unter die unerkannten Wohlthaten; auf Schiffen, in dürren Wüsten erkennt man, was selbst das schlechtere werth ist. Wie haben von jeher Städte und Fürsten, keine Kosten scheuend, sich bemüht, trinkbares Wasser selbst aus weiter Ferne und auf Umwegen herzuleiten! Die römischen Aquäducten, einst Wunder der Baukunst, schauen Reisende noch jetzt bewundernd an.

Manche von den neuern Lobpreisern des kalten Wassers geberden sich, als wenn sie die Ersten wären, die uns auf seine Vortrefflichkeit und Heilkräfte hingewiesen. Aber schon vor Jahrtausenden ward es, wie es sich von selbst versteht, gepriesen und empfohlen. Die Schriften der Griechen und Römer sind voll seines Lobes, und es gab unter ihnen große Wassertrinker. Von sich selber sagt der feurige Redner Demosthenes, daß er lange Zeit nur Wasser getrunken habe, und manchem mit der römischen Geschichte Vertrauten wird bekannt sein, daß der Stifter dieses Weltstaates ein Abstemius gewesen. Lange schon vor dem großen, jetzt oft erwähnten französischen Gelehrten und Wassertrinker Tiraqueau oder Tiraquellus († 1558), der jedes Jahr die Welt mit einem Buch und einem Kind beschenkte, erkannte und erprobte man die Kraft des Wassers. Es mache erfinderisch, rühmt ihm der griechische Schriftsteller Eubulus nach. Und steht eine Wahrheit fest, so ist es diese: so lange noch dieß lebendige Symbol des Lebens aus Felsen hervorquellen, in Bächen und Flüssen dahinströmen wird, wird es als unentbehrlich, als gesund und heilsam erfunden werden. Nur Geistigblinde können dieß leugnen. Aber so wie es dennoch auf der einen Seite den Wein nicht ersetzt, so ersetzt es auch die vielen Heilmittel nicht, welche die Natur in Pflanzen, Thiere und Steine gelegt hat. Es zu einer Panacee, einem Universalmittel stempeln

zu wollen, ist, um noch gelinde zu reden, eine kindische Uebertreibung, wie alle vernünftigen Beförderer der Wasserheilkunde am ersten erkennen.

Fragen wir uns, bei welcher Classe von Menschen die Wasserheilart am meisten Eingang und Anwendung findet, so werden wir wahrnehmen, bei solchen, die von Gastmahl zu Gastmahl, von Vergnügen zu Vergnügen eilen, kurz, die ein üppiges, erschlaffendes Leben führen und ihren Leib mit Säften überfüllen oder sonst auf andere Weise schwächen. Da ist denn kaltes Wasser, innerlich und äußerlich gebraucht, mit der gehörigen Diät, immer ein leichteres und angenehmeres Mittel, als purgatorische Arzneien oder gar das Argentum vivum. Die eigentlichen Köche und Köchinnen sind es bekanntlich, die von jeher den lateinischen Köchen und den Aerzten am meisten in die Hände gearbeitet haben. Man könnte fast sagen, die ganze Arzneikunde drehe sich um den Magen, als ihr Centrum. Gut wär's nun, wenn es mit dem Menschen wäre wie mit dem Krebs, der alle Jahre einen neuen Magen bekommt, welcher den alten verzehrt, oder mit dem Frosch, der keiner Magenbürste bedarf und keines Bitterwassers, um ihn zu reinigen, sondern ihn aus dem Munde herausstülpt, wie uns wenigstens Herr v. Gruithuisen versichert, derselbe, der uns mit den Meneïden, den Mondmenschen, beschenkt hat. Da nun der Mensch nicht so glücklich ist, und eigentliche Magenbürsten von bedenklicher Anwendung sind, so muß er zu andern Mitteln seine Zuflucht nehmen, die freilich nicht immer die angenehmsten sind. — Unter die angenehmeren gehört noch das Trinken von jenen wundersamen Mixturen, welche die große Apothekerin Natur in ihren unterirdischen Officinen kocht, nämlich von Mineralwassern, schon deßwegen, weil in Bädern, wo sie getrunken werden, noch mancherlei Anderes zu haben ist; woher es denn kommt, daß schier noch mehr Gesunde die Bäder besuchen, um sich dort erst krank zu machen, als Kranke, um gesund zu werden. — Es ist die bitterste Ironie auf gewisse Heilbäder, daß dort die

leckersten Speisen, die gefährlichsten Vergnügungen, die heillosesten Spiele zu finden sind. So war's schon vor Alters mit den warmen Bädern von Bajä in Campanien, wohin die haute volée aus Rom und Italien zusammenflog, um sich dort körperlich und sittlich noch mehr zu verderben. Bajä war deshalb im Verruf; Properz nennt es „das verdorbene Bajä," und fordert seine Cynthia auf, dasselbe so bald als möglich zu verlassen. Doch bald gehörte es zur vornehmen Mode, diese Thermen nicht mehr zu besuchen. Was doch ein einziger Mann, besonders der Leibarzt eines großen Fürsten, vermag! Antonius Musa, der Arzt des Augustus, hatte das Glück, diesen durch kalte Bäder von einem hartnäckigen Gichtübel zu befreien. Dieß brachte dem Doktor, einem Freigelassenen, den Ritterring, den kalten Bädern großen Ruhm und den warmen Verachtung zu Wege. Auch der Dichter Horaz gebrauchte auf Verordnung dieses Musa das kalte Wasser zu Clusium und in der gesund durchlufteten Berggegend von Gabii, um sich von seinen Flüßen, die sich besonders auf die Augen geworfen, zu befreien. — Unschuldiger als so manche Mineralbadorte, sind die neueren Wasserheilanstalten, und geeigneter, den Kranken gesund zu machen, wenn's noch möglich ist; wiewohl nach der Versicherung enthusiasmirter Wasserfreunde hier auch das Unmögliche möglich werden kann.

Wie bei den meisten Mineralbädern, trägt auch hier, nebst einfacher, geregelter, frischer Diät, die freie Luft, besonders in Gebirgsgegenden, die angemessene Bewegung und sorgenlose Zerstreuung bei, die Kur zu befördern. — Reine Bergluft war natürlich schon bei den Alten sehr beliebt; auch deßwegen, weil sie Appetit macht, wie die Seeluft. — Eine merkwürdige Stelle kommt in den „Acharnern" des Aristophanes vor, wo die athenischen Gesandten erzählen, bei ihrer Ankunft in der persischen Residenz sei der Großkönig abwesend gewesen; er sei auf die Goldberge gegangen, um dort acht Monate hindurch — eine ziemlich lange Saison — seinen Leib zu evacuiren. Etwas

Wahres ist in dieser komischen Uebertreibung enthalten. Wirklich begab sich der Perser Monarch jeden Sommer in die medischen Gebirge, um da die „Sommerfrische" zu genießen, wie der Südtyroler den Aufenthalt auf den Bergen während der heißesten Monate nennt. — Da die erwähnte Evacuation ein Hauptzweck bei so vielen Bädern ist, so ist es also auch der Magen und was dazu gehört, was dem berühmten Prießnitz seine meisten Badegäste zuführt. Nächstdem mag eine andere dem kalten Wasser nachgerühmte Tugend in Betrachtung kommen, die der Chinese und Tartar auch seiner Panacee, dem Chinseng, zuschreibt, und die ein schlauer Leser schon errathen wird. — Gewiß, das kalte Wasser thut Wunder, worunter auch das gehört, daß es den Prießnitz, bei geringem Aufwand, aus einem armen Manne zu einem steinreichen gemacht hat. Sein Quellwasser verdient den Namen „Goldwasser" eher denn das Danziger.

V.

Poesieen in ärztlichen Beziehungen.

I.

Der grossmüthige Arzt.

Der Ruhespender Balthasar
War Arzt im reinsten Sinne,
Denn er kurirt von Jahr zu Jahr
Die Krankheit, wie die Minne.
Ihn die Patienten alle floh'n;
Bei seinem Eintritt spürte schon,
Selbst in des Mittags Schwüle,
Ein Jeder Grabeskühle.

Wem alle Ruh' auf Erden fehlt',
Fand sie in seinen Pillen;
Denn hatt' man ihn als Arzt erwählt,
Verbannt' er schnell die Grillen.
Der Todtengräber war sein Freund,
D'rum wirkt er auch mit ihm vereint,
Die Erde zu verjüngen,
Sie durch ein stetes Düngen.

Und als er selbst dahin spaziert,
Wohin er Alle schickte,
Wohin sich Alles retirirt,
Wenn ihm die Kur mißglückte;
Dann macht' er noch vor seinem End'
Großmüthig dieses Testament:
„Zehn Morgen der Gemeine,
Zur Ruhe der Gebeine." —

II.

Auf Heim.

Melodie: Am Rhein, am Rhein u. s. w.

Es war einmal ein Mann, und zwar ein Doktor,
Der alte Heim genannt;
Als Piller, Pulvrer, Tropfer und Decoctor
Berühmt im ganzen Land.

Der alte Doktor wußte wohl zu rathen
Die Kräuter für den Tod,
Dem Lumpensammler und dem Potentaten
Half er aus Angst und Noth.

Er gab die allerschönsten Hustenpillen
Den kranken Leuten ein,
Und selbst die schlimmsten Krämpfe thät' er stillen
Durch schwarzen Höllenstein.

Es ritt der Held auf seiner braven Stuten
Im ganzen Land herum,
Und wo er kam, da ließ er brechen, bluten,
Gab selbst Arsenikum.

Und als der alte Doktor kam zu sterben,
Fast hundert Jahre alt,
Da lachten nicht, wie sonst wohl, frohe Erben,
Da blieb kein Herze kalt.

Denn alle Menschen, die Ihn kannten, liebten
Und hatten ihn so gern,
Wir und mit uns viel Tausend' sich betrübten
Um ihren todten Herrn.

Doch nun und nimmer wird Sein Geist entschwinden,
Der Liebe Geist lebt fort;
Er soll auch uns, ihr Freunde, stets verbinden
Hier und an jedem Ort!

Und wo wir immer frohe Lieder singen,
Ertön' auch Ihm der Reim,
Laßt dreimal hoch die vollen Gläser klingen
Dem alten Doktor Heim!

G.

III.

Tischlied

für den Verein der Aerzte in Schleswig, den 23. Juli 1840;
von A. W. Neuber.

Melodie: Hoch vom Olymp ꝛc.

Nicht, um der Sinne eitle Lust zu fröhnen,
Sind, traute Brüder, wir vereint;
Der Geist des Großen, Guten, Wahren, Schönen,
Ist mit dem heitern Fest gemeint.
Reicht Euch zum traulichen Bunde, als Pfand,
Reicht Euch, als redliche Freunde, die Hand.

Chor.

Ja, reicht Euch zum traulichen Bunde, als Pfand,
Reicht Euch, als redliche Freunde, die Hand.

Des Todes finstre Sichel zu zerbrechen,
Vom Schmerz den Dulder zu befrein,
Die Dornen tilgend, die ihn marternd stechen,
Das ist der Zweck, dem wir uns weih'n.
Leiden zu lindern, o schöner Beruf!
Du bist's allein, den die Menschlichkeit schuf.

Chor.

Ja, Leiden zu lindern, du schöner Beruf!
Du bist's allein, den die Menschlichkeit schuf.

Rings eint man sich zu Worten und zu Thaten,
Doch Drachenzähne säet man nur:
Heil aber ist's, das friedlich wir berathen,
Als treue Priester der Natur.
Wo wir getrocknet die Thräne der Qual,
Leuchtet des Freudenthaus sonniger Strahl.

Chor.

Ja, wo wir getrocknet die Thräne der Qual,
Leuchtet des Freudenthaus sonniger Strahl.

Wohlan denn, Brüder, laßt uns nie vergessen,
Daß wir der Menschheit Diener sind;
Wer ganz die Heiligkeit der Pflicht ermessen,
Der übt sie arglos, wie ein Kind.
Klug, wie die Schlangen, wie Tauben, so rein,
Wird, was wir wirken, in Segen gedeih'n.

Chor.

Sind klug, wie die Schlangen, wie Tauben, wir rein,
Wird, was wir wirken, in Segen gedeih'n.

Doch nimmer kann das Höchste uns gelingen,
Wenn Einer sich vom Andern trennt;
Nur wenn der Eintracht Bande uns umschlingen,
Ist uns das höchste Gut vergönnt.
Höchstes der Güter ist Fried' in der Brust,
Andern zu helfen, die göttlichste Lust.

Chor.

Ja, höchstes der Güter ist Fried' in der Brust,
Andern zu helfen, die göttlichste Lust.

IV.

Türkische Inschrift

auf der neuen medicinischen Lehranstalt im Serai zu Galata in Konstantinopel,

von

Siwer Efendi,
Protokollführer der hohen Conferenz.

Uebersetzt von Hammer-Purgstall.

Der Schöpfer setzte als den Herrn der Welt
Den Völkern vor Sultan Mahmud den Chan,
Er fühlte erst den Puls der Reichsgeschäfte
Und gab dem Leib des Reichs Gesundheit dann,
Sein Kanon ist nur die Gerechtigkeit,
Den Kanon Avicena's schau' nicht an,
Durch seinen Schatten wird geheilt von Leiden
Der Unterdrückungen nun Jedermann,
Durch das Gesetz hat er die Welt geregelt,
So daß es Krankheit nicht mehr giebt fortan.
Er ist der Schehinschah, deß' Arznei
Mit guter Leitung Heil der Welt gewann;

Er gab des Geldes aus so viel als Sterne,
Und baut die Schul' als himmlischen Altan;
Wenn sich Hippokrates hier fände ein,
Man nähme selben nicht als Schüler an.*)
Es sorgen hier die Aerzte für die Kranken,
Daß fest Gesundheit sei und lobesann;
Kein Unglück soll den Kaiserleib befallen,
Gott mach' Gesundheit ihm stets unterthan.
Er heile die Welt bis zu dem jüngsten Tage,
So daß sie der Arznei sich rühmen kann,
Er ordne die Welt mit frohem Siege,
Und seine Feinde sei'n gethan in Bann.
Siwer, um dieses hohe Werk zu preisen,
Ein Chronogramm, ein doppeltes, ersann;
In's Leben rief der Schah die hohe Schule
Zum Ruhm, zum steten, für den Muselmann.

*) ! ? Hgbr.

V.

Epitaphium.

Am Grabmale des im Jahre 1806, 84 Jahre alt, zu Mainz gestorbenen Professors Dr. Carl Strack steht folgende Inschrift:

Eile nicht, Wanderer, gieb den Zoll erst dem Verdienste,
Bist Du der Thränen selbst werth, sicher dann trübt sich Dein Blick!
Wisse, hier schlummert ein Greis, ermüdet vom thätigsten Leben,
Ihn, den Hygieia geliebt, fürchtete lange der Tod.
Kämpfend um Anderer Rettung, reizt' er des Mächtigen Rache,
Ach! und der Grausame nahm siegend uns Vater und Freund!

VII.

Miscellen.

I.

Dr. Joseph Roques über den Kaffeh.*)

Glücklich das Klima, welches den Kaffeh wachsen und blühen sieht! Glücklich auch die Völker, welche die Körner einer Pflanze genießen, deren unvergleichlicher Duft den Geist schärft, das Genie belebt. Welche Gedanken liegen in einer Tasse Kaffeh, vom leichten Gesang bis zum heroischen Gedicht, vom Drama bis zum Befehl einer Schlacht! Nach einer Tasse Kaffeh traf Napoleon seine Anordnungen zum Angriff. Er redet seine Soldaten an, seine Stimme wiederhallt, wie die des Achilles, und verbreitet Schrecken in die feindlichen Reihen. In seiner Verbannung, seinem Unglücke, tröstete der Kaffeh, wie Nektar, seine Seele; und erleichterte die grausamen Schmerzen, die sonst nur die Philosophie ertragen hilft. Nach dem Genusse dieses Getränkes waren seine Ideen weniger düster und weniger durchdrungen von jener verzehrenden Melancholie einer unbefriedigten thatendürstigen Seele. Während dieser kurzen Momente der Ruhe führte ihn der Gedanke in jenes schöne Frankreich, das er nie zu lieben aufhörte, in jenes Frankreich, wo er so viele glorreiche Erinnerungen zurückließ.

*) Aus dessen Werke: Phytographie médicale ou histoire des substances chimiques et des poisons tirés du regne végétal. 3 vol.

Doch wir wollen ja vom Kaffeh sprechen, der uns tröstet, der den Reiz, die Grazie, das Leben der Gesellschaft ausmacht. Sobald er sein Aroma über uns ausduftet, sobald eine zweite Hebe mit lieblicher Gestalt und süßem Lächeln, ihn mit lilienweißem Arme einschenkt — da ergießt sich sogleich Frohsinn über alle Gesichter; Witz und sanfte Empfindungen fließen zwanglos dahin. Die Spröde ist minder verlegen, der Andächtige ist heiterer, der Geizige freigebiger, der Gelehrte bescheidener, der Diplomat offenherziger. O! wunderbarer Zaubertrank, der so leicht die Welt umgestaltet und uns einen Blick durch den Schleier der Täuschungen werfen läßt.

Der Baum, der den Kaffeh hervorbringt, wächst natürlich in Arabien und in Aethiopien; derjenige, den man in Yemen, in Duden anbaut, trägt eine gelbliche Frucht, hat einen angenehmen Geruch, und wird Mocca-Kaffeh genannt; er ist der beste; übrigens findet man zu Mocca gar keinen Kaffehbaum, die Küste dieses ganzen Theiles von Arabien ist nur eine trockene und sandige Ebene; aber das Innere des Landes ist gebirgig, von schönen und fruchtbaren Thälern durchschnitten, wo Kaffeh, Datteln, Weizen, Myrrhe und eine Menge aromatischer Pflanzen in Ueberfluß wachsen.

Der Kaffeh wurde von Mocca nach Batavia übersetzt, von da nach Amsterdam, und aus dieser Stadt in den botanischen Garten von Paris. Die unermeßlichen Kaffehplantagen, welche die französischen Colonien bereichern, stammen Alle von zwei Bäumen her, die man in dem königlichen Treibhause zu Paris erzog. Delieux, ein Seeoffizier, erhielt den Auftrag, diesen Schatz nach den Antillen zu bringen. Die Reise war lang und gefährlich, das Wasser ward immer seltener auf dem Schiffe, und doch theilte er jeden Tag mit seinen geliebten Bäumen die schwache Wasserportion, die er erhielt. Man baut den Kaffeh auf Batavia, auf der Isle de France und Isle de Bourbon, in der französischen und holländischen Guyana, so wie auf allen Antillen.

In den ersten Jahren bringt der Kaffehbaum nur ein Pfund Körner hervor; dieses Ertragniß wird immer ergiebiger und dauert 25, 30 ja zuweilen 40 Jahre. Die Ernte findet zu der Zeit Statt, wo die Beeren eine dunkle und fast schwarze Farbe angenommen haben. Man trocknet sodann die reifen Beeren in freier Luft an der Sonne, oder im Ofen; sobald das Mark durch die vollkommene Austrocknung verschwunden ist, zerstößt man die Schalen, um die Körner daraus zu erhalten.

In Arabien ist die vorzüglichste Ernte im Monat Mai. Es herrscht alsdann eine unglaubliche Thätigkeit im ganzen Lande, Tausende von Gebirgsbewohnern mit weißen Turbans, weiten, weiß- und blaugestreiften Hemden, Weiber in quadrillirten Kleidern vertheilen sich in die lieblichen Gebüsche, welche die Abhänge der Hügel bedecken, breiten Leinwandstücke unter den Bäumen aus, die sie leicht schütteln, sammeln die abfallenden Früchte, und lassen sie lange an der Sonne trocknen, bis sich die Bohne aus der Schale trennen läßt; man trocknet dann die Bohne noch einmal, und alsdann werden sie in Schwingen gewürfelt.

Die verschiedenen Kaffehgattungen (Mocca, Martinique, Isle de France, Guyana, Java u. s. w.) unterscheiden sich durch Gestalt, Farbe und das Aroma der Körner. Der Mocca-Kaffeh ist klein, gelblich, sehr aromatisch. Der von der Isle de Bourbon ist länglich, weißlich und von einem delikaten Geruch; der von Martinique ist grünlich und von einem etwas krautartigen Geschmack. Sonnini versichert, daß der arabische Kaffeh selten rein im Handel vorkommt; denn sobald er in Cairo ankommt, mischen ihn die Kaufleute mit dem amerikanischen Kaffeh. In Alexandrien erleidet er durch jene Geschäftsführer, die ihn nach Marseille besorgen, eine neue Vermischung, in welcher letzteren Stadt er noch nicht ohne alle Verfälschung bleibt; so daß der sogenannte Mocca-Kaffeh oft nur der amerikanische ist, der mit einem Drittel, selten mit der Hälfte des wirklichen Mocca-Kaffeh gemischt wurde. Gegen jede Kaffehgattung, deren

Farbe braun oder schwärzlich ist, muß man mißtrauisch sein, weil dieß schon ein Zeichen von beginnender Zersetzung ist.

Die Orientalen haben uns den Gebrauch des Kaffehs gelehrt. Der Vorsteher eines Klosters in Arabien soll sich desselben bedient haben, um des Nachts die Mönche wach zu erhalten. Einige sagen, es sei ein Mollah der Erste gewesen, der sich dieses Getränkes bedient habe, um sich einer Schläfrigkeit zu entreißen, die ihm in seiner Andacht hinderlich war; seine Derwische ahmten ihn nach und ihr Beispiel wurde dann vom Volke nachgeahmt. Die süße Aufregung im Blute, die wohlthätige Wirkung auf den Magen, die Heiterkeit des Geistes, die man nach seinem Genuß verspürte, waren nach und nach Anlaß, daß sich sein Gebrauch von den Küsten des rothen Meeres nach Medina, Mocca, und durch die Pilger in alle mahomedanischen Länder verbreitete.

Im Jahre 1554, unter der Regierung Soliman's des Großen, fing man in Konstantinopel an, Kaffeh zu trinken, und ungefähr 100 Jahre hernach war sein Gebrauch schon in Paris und London eingeführt. Jetzt ist er überall im Gebrauche, und nichts spricht mehr zu seinen Gunsten, als die Mühe, die man sich gab, ihn während der letzten Seekriege Frankreichs durch inländische Produkte zu ersetzen; Versuche, deren Mißlingen nur neuerdings das unnachahmliche Aroma dieser Körner bewiesen hat.

In Frankreich ist der Kaffeh erst seit der ersten Revolution populär geworden. Er wurde früher nur von den höhern Klassen der Gesellschaft getrunken. Fontenelle's Beispiel verbreitete den Gebrauch dieses sogenannten langsamen Giftes; denn man weiß, daß er bei dem Gebrauche dieses Giftes beinahe 100 Jahre gelebt hat.

Der Kaffeh fand in Frankreich an der geistreichen Madame de Sevigné eine starke Widersacherin; aber die entzückende Poesie Racine's siegte bei Hofe, und mit ihr der Kaffeh. O! herrliches Getränk, das den Geist aufweckt, das

Herz tröstet, den Gedanken elektrisirt, den Redner begeistert und unter der Feder des Dichters Blumen aufsprießen läßt. Delille*) spricht mit wahrer Begeisterung von dem Kaffeh:

Viens donc, divin nectar, inspire moi;
Je ne veux qu'un dèsert, mon Antigone, et toi.
A peine j'ai senti ta vapeur odorante,
Soudain de ton climat la chaleur pénétrante
Reveille tous mes sens; sans trouble, sans chaos,
Mes pensers plus nombreux accourent à grands flots.
Mon idée était triste, aride, depouillée —
Elle rit, elle sort richement habillée,
Et je crois, du génie éprouvant le reveil,
Boire dans chaque goutte un rayon du soleil.

Franklin sagte, er kenne nur zwei Dinge, die der geistigen Thätigkeit die größte Energie geben, die elektrische Erschütterung und den Kaffeh.

Aber wie selten ist der gute Kaffeh! Man servirt ihn in großen Häusern mit einem Pompe, mit einem Luxus, der das Auge blendet und den Geschmack der Gäste besticht. Die Eleganz der Schalen, die reiche und neue Form der Tassen, wo das Gold funkelt, droht den Kaffeh vergessen zu machen. Aber der wahre Kenner läßt sich nicht irre machen und richtet streng, wenn der Kaffeh mißrathen ist.

Der Sekretär der königl. medicinischen Gesellschaft zu Paris, der berühmte Pariset, ist begeistert für einen guten Kaffeh. Man muß ihn sehen, wenn er ihn trinkt. Seine Stellung, seine Mimik sind zum Verwundern. Ruhig und unbeweglich sitzend schlürft er den Nektar hinunter, und bei jedem Zuge hebt er sein blitzendes Auge gen Himmel. Der sonst so beredsame Arzt spricht jetzt keine Sylbe, er denkt und genießt, und möchte während dieses Genusses sterben. Nun hat er ausgetrunken,

*) Les trois regnes.

welche Beredsamkeit! Welche Funken sprüht nun sein Geist; er erzählt, wird wortreich; bald ist er in Paris, bald zu Barcelona, zu Cairo. Man sieht ihn sogar unter den arabischen Zelten, unter den Ruinen Thebens. Alles hört ihm begierig zu, sein Witz, seine Einfälle entzücken Alle, die um ihn sind.

Neulich war Dr. Broussais bei einer großen Tafel geladen; er eifert gegen andere medicinische Systeme, schimpft auf Brown; man servirt den Kaffeh; man füllt seine Tasse, er leert sie. O Wunder! Alle seine Züge erheitern sich; er spricht sich mit herzlichem Wohlwollen über seine Nebenbuhler und Collegen aus; seinen früher von sardonischem Lachen verzogenen Mund umschwebt nun ein sanftes Zufriedensein. In dieser gemüthlichen Stimmung hätte er Hahnemann und Brown an sein Herz gedrückt, und allen systematischen Unmuths vergessen.

II.

Der Opiumraucher.

Lord Yocelyn, der die englische Flotte in der chinesischen Garnison als Gesandtschaftssekretär begleitet hat, giebt in seiner so eben erschienenen Schrift: „Six months with the chinese expedition“ London, 1841, folgende Beschreibung von den dortigen Opiumrauchern. In Sincapoore war ich besonders begierig, die Opiumraucher in ihrer Begeisterung zu sehen. Sie gewähren einen erschreckenden Anblick, wiewohl er im ersten Augenblick weniger zurückstoßend ist, als der eines viehisch Trunkenen; doch hat das stupide Lächeln und die todtenähnliche Apathie des Opiumrauchers etwas noch Schreckhafteres, als der zum Vieh herabgesunkene Trunkenbold, zuletzt aber gewinnt das Mitleiden die Oberhand über jedes andere Gefühl, wenn man die bleichen Wangen, den schüchternen Blick des von dem gewaltigen Gifte Dahingeopferten sieht.

In der Mitte der Stadt befindet sich eine Straße mit Boutiken, in denen nur Opium verkauft wird, und hier versammeln sich Abends nach vollbrachtem Tagewerke Massen unglücklicher Chinesen, um ihrer gräßlichen Leidenschaft zu fröhnen. Sie sitzen in Zimmern auf hölzernen Sophas mit Rückenkissen,

gegen die sie den Kopf stützen. Die Pfeifenröhre sind etwa einen Zoll dick, die Oeffnung im Pfeifenkopf, in die man das Opium legt, nicht größer, als ein Nadelknopf. Das Opium wird mit einer parfümirten Conserve vermischt; man gebraucht für eine Pfeife, aus der man ein bis zwei Züge thut, nur sehr wenig; man zieht den Rauch tief in die Lungen, wie bei dem Nargilé der Türken (den Wasserpfeifen, Honka der Indier.) Bei einem Anfänger sind eine bis zwei Pfeifen genug, ein daran Gewöhnter kann ganze Stunden rauchen. Oben an jedem Kanapee befindet sich eine kleine Lampe, an der man das Opium anzündet, doch hat man dazu in der Regel seinen Bedienten. Erlaubt man sich diesen Genuß nur während ein paar Tage im Uebermaaß, so bekommt das Gesicht schon ein bleiches, krankes Aussehn, der Blick wird unsicher, scheu; Monate, oft nur Wochen lang fortgesetzt, ist der kräftigste Mensch schon zum Skelett abgemagert. Die Sprache ist zu arm, um die Herzensangst und die Qualen auszudrücken, an denen die unglücklichen, stumpfsinnigen Menschen leiden, wenn man ihnen nach längerer Gewohnheit dieses Gift entziehen will, und nur wenn sie bis zu einem gewissen Grade unter dem Einflusse des Opiums sind, erwachen ihre intellectuellen Fähigkeiten einigermassen wieder. Die stufenweise erfolgenden Wirkungen des Opiums lassen sich am späten Abend zu gleicher Zeit in solch einer Opiumbude sehen, während hier die einen, mit den ersten Pfeifen beschäftiget, lachen und tolles Zeug reden, liegen dort auf den Sophas schon Andere unbeweglich, dumm lächelnd hingestreckt, dermassen vom Gifte betäubt, daß sie nicht mehr wissen, was um sie vorgeht. Die letzte Scene der Tragödie schließt in der Regel in einem abgesonderten Zimmer, eine wahre Leichenkammer, wo die Menschen mit Todtenstarre ausgestreckt daliegen und nun in die höchste Extase gerathen sind, die sie suchten, ein Bild des langen Schlafes, in den ihre blinde Thorheit sie bald stürzen muß. —

III.

Rückerinnerungen an vorzügliche öffentliche Belustigungen der Bade-Gäste in älterer Zeit zu Karlsbad.

Im Jahre 1682 waren der Kurfürst von Sachsen, Georg III., und der Herzog von Lauenburg sechs Wochen lang hier in der Cur. Beide Herren hatten großes Gefolge mit sich.

Da es damals noch keine Gesellschafts- und Tanzsäle gab, so wurden auf der Wiese nächst der Johannisbrücke (jetzt Garten an dem Hotel zum goldenen Schild) von Waldreisig Hütten erbaut, wo der Kurfürst die eingeladenen Badegäste bewirthete. Als Gastgeber bekleidete er sich mit einer grünen Mütze, einem rothtaffetenen Jäckchen und grünseidener Schürze. Nebst vielen anderen Gerichten wurde auf diese Wiese von seinen Heiducken auch ein ganzer mit Kapaunen gespickter, gebratener Ochse auf einem eigens dazu gemachten Wagen gebracht. Unter dem Hirschensprung, im Walde versteckt, waren sechs Trompeter und Paukenschläger, welche muntere Intraden ertönen ließen. Hörten diese auf, so begannen die heiteren ländlichen Weisen der Schalmeien aus den Gärten unter dem Laurenzberge und abwechselnd sodann jene der Heiducken, welche auf einem hohen Holzstoße neben dem damals freigestandenen Gasthause „zum rothen Ochsen" placirt waren, mit Bockshörnern

und Geigen. Alles tanzte, aß, trank und war fröhlich. — Aehnliche Lustbarkeiten gaben beide Herren mehrmals auch auf der Wachsbleichwiese.

Im Jahre 1691 waren der Herzog von Hannover mit dem ganzen Hofstaate in der Cur, dann der Kurfürst von Brandenburg mit Gemahlin und ebenfalls großem Hofstaate.

Diese Herrrn ließen da, wo jetzt die Allee nächst dem böhmischen Saale ist, einen großen runden Platz mit verschiedenen Laubhütten herrichten und gaben einen festlichen Ball in dem freien Raume. Daselbst waren auch Springbrunnen angelegt, die das Wasser aus den Teichen unter dem Hammerberge erhielten.

In demselben Jahre bediente sich auch der Cur August I. König von Polen und Kurfürst von Sachsen.

Aeltere Berichterstatter erzählen: „Der König langte mit großem Hofstaate und vielen Soldaten in Karlsbad an, welch' letztere auf der Thonitzwiese gelagert waren. Auch der König ließ auf dem jetzigen Alleeplatze Laubhütten bauen und zur Auszierung derselben Spiegel und Krystall-Leuchter von Dresden bringen und Springwässer mit verborgenen Trittfedern anlegen, wodurch er zu seiner Unterhaltung die Damen bei der Tafel und beim Tanze naß machte und durcheinander jagte.

Da damals von der Wiesengasse nur 4 Häuser standen, so gab er auf der Wiese auch ein Ringelrennen in der Gegend des jetzigen Hauses zum rothen Herz. Es wurden zwei Seitenwände von Reisig gemacht, in der Mitte der Rasen ausgehauen, mit Sand ausgeschüttet und am Ende hing zwischen zwei Pyramiden ein grünes Kränzchen, wornach im vollen Reiten mit Lanzen gestochen wurde. Deßgleichen mußte man im Reiten eine kleine Scheibe mit Pistolen treffen, oder mit dem Degen eine Papierkugel von der Erde aufstechen. Sechs Trompeter bliesen einen Marsch dazu. Wer diese Sachen traf, bekam eine zierliche Intrade, wer aber fehlte, wurde durch eine Intrade mit dem Hirtenhorne ausgelacht." (Karlsb. U. Bl.)

IV.

Physiologie der Nase.

Buffon sagt: „Der Styl ist der Mensch!" Einst mag das wahr gewesen sein; heute, da Jeder oder beinahe Jeder schreiben kann, ist es ein Irrthum.

Die Nase ist der Mensch. Dieser Aphorismus sollte mit goldenen Buchstaben an den Façaden der öffentlichen Unterrichtsanstalten stehen; den Kindern müßte er von der Wiege an eingeprägt werden; bei einem gut organisirten Volke dürfte er die Basis der Erziehung bilden.

Wenn der liebe Gott die Nase in die Mitte des Gesichts gesetzt hat, so ist das wahrscheinlich aus guten Gründen geschehen; hätte er dieses Geruchsorgan nicht zum Mittelpunkte unseres Wesens, zum Spiegel unseres Herzens erheben wollen, er würde ihm ohne Zweifel eine andere Stelle angewiesen haben. Die Nase ist das charakteristische Zeichen der menschlichen Figuren; man nehme die Nase hinweg, und Jeder wird der ganzen Welt ähnlich sehen.

Dieß ist so wahr, daß auf einem maskirten Balle die Frauen blos die Nase maskiren; alle Augen sind so ziemlich hübsch, der Mund durchgehends nicht übel, es ist nichts über

die Stirn zu sagen, aber wenn die Maske fällt, fällt auch die Täuschung, weil man die Nase gesehen.

Außer der Nase giebt es kein Heil für die Schönheit.

Die Diplomaten studiren den Menschen bei der Nase, sie lassen ihn reden und betrachten ihn. Worte sind ein leerer Schall, der vergeht und nichts sagt; die Nase ist stumm, aber wahr: die Lüge ist ihr unmöglich, selbst ihre Unbeweglichkeit ist voll Offenbarungen.

Die Nase ist, wie die Natur, ein immer offenes Buch, in welchem die Philosophen lesen lernen. Der Unwissende beachtet es nicht, der Weise erholt sich darin Rathes.

Die Stumpfnäschen deuten auf einen kühnen, raschen, abenteuerlichen Geist, auf etwas Leichtsinn, aber geistreichen Leichtsinn. Die Soubretten Molière's hatten gestülpte Näschen. Diese Nasen sind nicht boshaft, aber man darf ihnen nicht widersprechen, oder sie thun wie Roxelane, die Bajazet zum Tode brachte.

Die langen gespitzten Nasen sind nachdenkende Nasen; sie gehen jedem Gedanken bis auf den Grund nach, sie sind melancholische Nasen, die von den Irrthümern dieser Welt zurückgekommen sind; diese Nasen sind gute Väter, gute Gatten, aber schlechte Gesellschafter.

Noch giebt es Adlernasen, stolz, muthig, edel wie der Vogel, von dem sie den Namen entlehnt. Dieß ist die antike, griechische Nase, die Nase Napoleon's.

Dann sind noch gekrümmte Nasen. Diese deuten auf einen heftigen, eifersüchtigen, leicht entzündlichen Charakter; auch sind sie bei jedem Anlasse bereit, den Zügel ihrer Laune schießen zu lassen. Benvenuto Cellini hatte eine gekrümmte Nase.

Die Analyse der Nase würde uns zu weit führen, es genüge, daß wir das Princip ihrer Allmacht festgestellt. Die Nase ward dem Menschen gegeben, um sein Cornac zu sein.

Es ist falsch, wenn man behauptet, der Mensch könne

seinem Schicksale nicht entgehen; seiner Nase, sollte es eigentlich heißen.

Der Mensch denkt, und wird von der Nase gelenkt.

Diese flüchtigen Bemerkungen über die Nase haben wir ihr bis auf Weiteres an der Nase abgesehen.

(Thtz.)

V.

Aus Thomas Motte's Reise nach den Diamantgruben zu Sumbhulpoor,

in der Provinz Orissa.

Die gewöhnlichste Krankheit daselbst ist ein hitziges Fieber, dessen erstes Symptom Irrereden ist. Der Arzt verpflichtet zuerst den Patienten, der Gottheit des Ortes Sumbhule ein Sühnopfer zu weihen. Dann beginnt er, den Kranken, wenn das Fieber gering ist, leicht, spricht er aber schon irre, mit größerer Gewaltsamkeit zu bearbeiten. Man braucht dann 5 — 6 Menschen, um den Patienten in einer sitzenden Stellung zu erhalten, während der Arzt eine Menge Worte herplappert, und ihn bei jeder Periode in's Gesicht schlägt. Dieß reizt natürlich den Kranken sehr; er schwört, schimpft und flucht entsetzlich; dieß kommt aber alles auf Rechnung des Teufels. Noch vermehrt man seine Wuth dadurch, daß man ihm brennenden Pferdehuf vorhält, so daß der Rauch in seine Nase geht. Der Kranke wird bebender, bis er durch die Anstrengungen, sich von denen, die ihn halten, loszumachen, fast sinnlos hinfällt. Es erfolgt dann ein starker Schweiß, zu dessen Beförderung man den Kranken erst zudeckt. Er schläft gewöhnlich 12 Stunden und erwacht äußerst ermattet.

VI.

Ueber die Geburten und Sterbefälle im Allgemeinen.

Man nimmt an, daß beiläufig 1000 Millionen Menschen auf der Erde leben und 33 Jahre eine Generation ausmachen. Wenn man nun dieß als giltig annimmt, so sterben alle Jahre 30 Millionen, alle Tage 82000, alle Stunden 3400, alle Minuten 60, alle Secunden 1 Mensch. Jedoch nimmt man an, daß alle Jahre mehr Menschen geboren werden, als sterben, und daß sich diese zu jenen verhalten, wie 10 zu 12. Auf diese Art würden alle Jahre geboren 36 Millionen, alle Tage 98,400, alle Stunden 4050, alle Minuten 72, und alle Secunden $1\frac{2}{5}$. Die Anzahl der Einwohner eines Landes oder einer Stadt würde daher beinahe alle 33 Jahre erneuert. Von allen Einwohnern eines Landes wohnt der 5. Theil in den Städten und $\frac{4}{5}$ auf dem Lande.

VII.

Aphorismen und Sentenzen.

Der Arzt, der Natur Diener und Mittler, kann nur in so weit die Natur beherrschen, als seine Denk- und Handlungsweise ihren Gesetzen entspricht. Denn der Krankheiten Ursprung und ihre eigentlichen Ursachen liegen im Grunde viel zu tief, als daß des Menschen Scharfsinn bis dahin dringen könnte; ja oft schafft die Natur ein neues Werk, wo unser Streben nichts mehr vermag.

Baglio.

Es ist in den Naturwissenschaften zuweilen nöthig, sich Vermuthungen und Vorstellungen zu machen, die man nach einiger Zeit wieder zu verwerfen bereit sein muß, um sie durch andere, durch vermehrte Erfahrung veranlaßte, zu ersetzen. Denn dieß ist der einzige Weg, den wir zur Erlangung von Aufklärung in diesem Gegenstande einschlagen können. Gewiß ist es möglich, daß eine lichtbringende Entdeckung gemacht werden könne, wenn man Untersuchungen auf's Gerathewohl anstellt, allein niemals kann man auf einen solchen Glücksfall rechnen. Will man also zu einem nicht blos empirischen Resultat gelangen, so muß man sich Vorstellungen machen, deren Richtigkeit prüfen und sich stets erinnern, daß unter vorschlagsweise aufgestellten Ansichten sich oft Brücken zur Wahrheit finden.

Berzelius.

Wenn die Psychiatrie ausgebildeter dastehen wird, dann werden die Naturforscher erst im Stande sein, vorzugsweise Menschenreisen zu unternehmen. Was auch immerhin Vieles und nicht genug zu Schätzendes das Menschenreich durch solche Reisen gewonnen haben mag, oft ward es zur Nebensache, gegen die gewaltigen Schätze, welche in dem Naturreiche erobert und in Büchern und Museen öffentlich aufgestellt wurden. Wenn aber auf solchen kostbaren Reisen über dem emsigsten Aufsammeln von Gewürm allerlei Art, von Molluske, Fisch und Vogel — der Mensch fast vergessen ist, dann möchte wohl bei dem Anblick jener Dinge dem, welchen das Studium der Menschen über Alles geht, in flüchtigem Aufwallen von Zorn, die unziemliche Frage zu verzeihen sein: „Wozu dient dieser Unrath?!" —

Nächst der Philosophie, so sagen wir mit Galen, ist und bleibt der Mensch das edelste Studium des Menschen, am allseitigsten, und ihr Studium hat das Hinreißende, daß, was man auch erlebe, leide, treibe — man bleibt im Mittelpunkt seines eigenen Selbst, seiner Wissenschaft und seines Wirkens in derselben, und bildet alles Dreies zugleich aus. Das Leben desjenigen, welcher die Psychiatrie so liebte, daß er gar kein Opfer für sie kennte, wäre und bliebe ein freudenreiches, ein wahres, geistiges Freudenreich; — denn Mittel und Zweck seiner Studien wären in Harmonie mit seinem eigenen Wesen! — Was ließe sich nicht zur Empfehlung der Psychiatrie sagen!

Damerow, in s. Elementen d. nächsten Zukunft. Art. 29.

Wir haben andere Namen, selbst andere Formen der Krankheiten, andere Mittel der Heilung, andere Begriffe und Erklärungsarten, als das Alterthum, aber die Heilkunst ist immer noch dieselbe, die Natur dieselbe, und es bedarf noch immer derselben Eigenschaften, um ein großer Arzt zu sein, wie zu Hippokrates Zeiten.

Hufeland.

Es giebt nur eine Heilkunst, denn sie ist etwas Inneres. auf den ewigen Gesetzen der Natur Beruhendes, aber es giebt viele Systeme und muß sie geben, denn sie sind etwas Äußeres, abhängig von der jedesmal herrschenden Denkform und der Stufe der äußern Erkenntniß, auf welcher wir stehen.

Tröstlich und höchst erfreulich ist die Bemerkung, daß bei allem Wechsel der Systeme, bei den größten Verwirrungen der Schule, sich doch immerhin der Sinn für wahre Kunst in den Gemüthern Einzelner erhielt. Immer gab es eine unsichtbare Kirche ächter Aerzte, die der Natur treu blieben, von ihrem Geiste belebt wurden, in ihrem Sinne handelten und das heilige Wort bewahrten, die immer Eines dachten und wollten, die sich verstanden und immer verstehen werden durch alle Wechsel der Zeiten und Sprachen hindurch. Hufeland.

Wie eine majestätische Eiche erhebt sich die Geschichte der Medicin selbst von ihrer subjektiven Seite. Aus einfachem, mit mächtigem Triebe begabten, zugleich in der Tiefe wurzelnden und klares Sonnenlicht suchenden Keime beginnend, treibt sie in der Tiefe und in der Höhe zugleich bis auf einen gewissen Punkt immer mächtigere und vielgestaltetere Aeste. Wir sehen aber, wie die des Wipfels in einer gewissen Höhe äußerlich wieder kleiner und einfacher werden, bis sie sich endlich in die einfache aber innerlich um so lebenskräftigere und fruchtbarere Krone schließen mögen. So die Wissenschaft einerseits in Beziehung zur vernünftigen Betrachtung. Wer in der Heilkunde jene nur will, will einen Baum mit Wurzeln, aber ohne Wipfel. Wohl birgt sich unter seinen Aesten auch manches verkümmerte Reis, manche Flechte und Mistel, aber die Heilkunde sollte am besten wissen, wie gut selbst Unkraut zu benutzen ist.

Leupoldt.

Auch die Nachkommen werden nach Wahrheit ringen und sie nicht erreichen. Aber sie werden immer neue Gesichtspunkte eröffnen, und das Ganze des Wissens wird der Wahrheit immer näher kommen. So wird das Lehrgebäude der heilenden Kunst immer würdiger der Ausbildung anderer Naturwissenschaften, immer sicherer als Regulativ für die Praxis werden, und sie dem unseligen Geradewohl immer mehr entziehen, das man dieser mit Recht vorwirft.

Alles Wissen muß erst belebt werden, jede Erscheinung erhoben werden zu einer höheren Sphäre, jede Handlung zu einem Lebensakt, dann lebt erst die Kunst im Leben, dann erst ist sie wahre Kunst.

Wir streben nach Wahrheit, aber wir erreichen sie nicht — wir können nicht mehr als uns ihr nähern. Denn Wahrheit ist das Ideal unseres Vorstellens, und das Leben des Infusionsthieres wie des Menschen, der Flechte wie der Palme, ist ein Annähern an sein Ideal mit der Gewißheit es nie zu erreichen. Der denkende Geist folgt nur dem Gesetz, das sich in der Bildung jedes Grashalms ausspricht. C. G. Neumann.

Wo die Anschauung und die Erkenntniß ihr Ziel finden, da treten die Ahndungen und der Glaube hervor. Die Wissenschaft ist das Licht und der Glaube die Wärme. Wie sich die physische Welt nur durch Beide erhält, so erhält sich auch die moralische nur durch beide. Darum sagen wir: strenge Wissenschaft und reiner Glaube ist die Forderung der Zeit, denn beide sind zur inneren Wohlgestaltheit des Menschenlebens absolut nothwendig. Uebrigens möchten wir bei dem jetzigen Standpunkte unserer Wissenschaft an Paulus Worte erinnern: „Glaubet nicht einem jeglichen Geiste, sondern prüfet die Geister, ob sie von Gott sind, denn es sind viele falsche Propheten ausgegangen in die Welt.“ Pitschaft.

Die wahre Theorie geht der Erfahrung weder vor noch nach, sondern, untheilbar eins mit ihr, erfaßt sie das Innere und Aeußere mit Sinn, Phantasie und Verstand; sie ist in Beziehung auf das innere Angesicht der Objekte nicht räsonnirend oder vernünftelnd, sondern intelligirend, d. i. ein- und durchsehend.

Es ist falsch, zu sagen, daß wir noch keine wahre Theorie gehabt hätten. Die wahre Theorie der Medicin läßt sich durch ihre ganze Geschichte verfolgen, schien auch ihr Strom bisweilen so dünn wie ein Faden zu fließen. Wie könnte es auch anders sein; denn ginge die Tradition einer Wahrheit ja gänzlich verloren, man würde sie nimmermehr finden. v. Ringseis.

Die Erfahrung des ältesten und beschäftigtsten Arztes ist nicht zulänglich, weil die menschliche Erkenntniß sehr langsam wächst, von unmerklichen Anfängen über Stufen an das Licht steigt, die Jahrhunderte sind, und weil ganze Nationen und Weltalter ihre Kräfte verbinden müssen, ehe eine Wissenschaft in einigen Theilen vollkommen wird. Zimmermann.

Ueber vierzig Jahre lang hatten die Ideen sich der Herrschaft bemächtigt, jetzt gehen die geistigen Interessen unter in den materiellen. Es ist eine Uebergangsperiode von der politischen Revolution zu einer socialen. Die Folgen sieht nur der, welcher den Anfang und das Ende des Fadens in der Hand hält.

Nicht nur die Naturformen haben in der neuen Welt einen gigantischen Zuschnitt, auch die gesellschaftliche Entwicklung nimmt dort einen riesenhaften Gang. Ein schauerliches Memento für das alterschwache, im letzten Stadium der Civilisation siechende Europa.

Wenn der Mensch nicht einmal das Wandelbare zu beherrschen vermag, eben weil er den ewigen Gesetzen der Erscheinungswelt folgen muß, wie will er sich anmassen, dem Unwandelbaren gebieten zu können.

VIII.

Curiosa und Anekdoten.

Der schlaue Charlatan. Alles hat seine Zeit, sogar die Charlatanerie. Wie glücklich war noch Cagliostro! In unserer aufgeklärten Epoche wollen die Kunststücke und Kunstgriffe selbst im Vaterlande der Charlatanerie, Italien, und in ihrem zweiten Eldorado, in Frankreich, nicht mehr recht fort. Geht es nicht im Großen, so hilft man sich mit Kleinem, und die Schlauheit muß sich heuer auf die Fußzehen stellen, um noch einen Fang zu erhaschen. — Es sind jetzt drei Wochen her, als ein Mensch vor Ermattung mehr in ein Wirthshaus zu Choisy-le-Roy hereinfiel, als kam. Kaum lag er im Bette, als das Uebel wuchs und wuchs, bis er am dritten Tage weder sprechen, noch Arm und Bein mehr rühren konnte. Die Besorgniß des Wirthes war groß, als am Sonntage ein Elixirhändler vor dem Wirthshause anlangte. Der Wunderdoktor war auch ein Doktor, so gut wie zehn andere, die sich Dr. schreiben, auch hatte er Witz und lebte davon. In einer kirschrothen Berline fuhr er vor, und seine Rosse waren mit Rauschgold und Schellen auf's Beste aufgeputzt. Auf dem Bocke saß ein pausbäckiger Trompeter mit Schnurr- und Knebelbart. Natürlich war der Zulauf der müßigen Bewohnerschaft sehr groß, zumal da der Wundermann ein Universalelixir ausposaunen ließ. Dem Wirthe fiel sein Patient ein, er drängte sich durch den Volkshaufen und rief: „Heda! kurirt mir meinen Mann!" Dem Zurufe folgt eine ausführliche Erklärung,

worauf der Elixirhändler antwortet: „„So führt ihn her zu mir!““ — Die Volksmenge ist voll Erwartung; mit Mühe wird der Lahme in Betten zu der Berline emporgehißt. Der Charlatan fragt den Patienten; keine Antwort! Sogleich gießt der Doktor dem Kranken einige Tropfen seines Balsams auf die Zunge und ruft: „„Stehe auf und wandle!““ — „Ich kann nicht gehen.“ — Neue Applikation des Elixirs: der Patient steht. — „„Nimm diese Phiole, sie wird dir in Zukunft gute Dienste leisten!““ — „Ich bin meiner Arme nicht mächtig.“ — Dritte Applikation. Jetzt fällt der Geheilte dem Doktor um den Hals, allgemeine Rührung, Staunen, Verwunderung, Applaus, Jubel! Der Arzt setzt seinem Werke die Krone auf, er eröffnet eine Sammlung zum Besten des Geheilten; seine Aufforderung findet an allen Ecken und Enden Beifall, der arme Lazarus sammelt und zieht sich endlich mit mehr als hundert Franken milder Gaben zurück. Daß in den beiden nächsten Tagen das Wunderelixir reißend abging und enorm bezahlt wurde, bedarf kaum der Erwähnung. — Jene wunderbare Heilung und das Elixir würde die Bewohner von Choisy-le-Roy vielleicht noch närrischer gemacht haben, wären unserem Wirthe einige Tage darnach in Sceaux nicht die Augen geöffnet worden. Hier sah der gute Mann nämlich zufällig jene Scene sich wiederholen, nur mit dem Unterschiede, daß der frühere Patient hier den Wunderdoktor und dieser dießmal den an Zunge, Armen und Beinen Gelähmten spielte. Auf Anzeige des Gastwirths machte sich die Polizei auf, bemächtigte sich der beiden Schlauköpfe und verschaffte ihnen so Zeit und Muße, über neue Spekulationen nachzusinnen. (Mainz. U.)

Der schwarze Doktor. Der „New-York-Intelligencer“ schreibt: Ein empirischer Arzt, Namens James Woodward, seiner schwarzen Farbe wegen der „schwarze Doktor“ genannt, starb kürzlich in Cincinnati (Nordamerika) mit Hinterlassung eines bedeutenden Vermögens. Viele Erben ma-

chen einander den Nachlaß streitig, welcher zu einem Processe Anlaß geben dürfte. Bei Aufnahme des Inventars war man sehr betroffen, in einem großen Glasschranke eine fast zahllose Menge Fläschchen von verschiedener Größe zu finden, die einen leer, die andern gefüllt, und mit einem Zettelchen versehen, auf welchem der Name und der Wohnort verschiedener in den vereinigten Staaten wohnender Individuen geschrieben standen. Er hatte Patienten sogar in Canada, in den Antillen und in Mexiko. Die Sache verhielt sich folgendermassen: Der „schwarze Doktor" rühmte sich, die Diagnostik aller Krankheiten durch die Ausdünstung der Consultanten, mochte ihre Entfernung von ihm noch so groß sein, zu entdecken. Der Kranke mußte seinen Finger in das mit dem reinsten Wasser gefüllte Fläschchen eine Stunde lang eintauchen, und ihm dieses sonach sorgsam verstopfte und versiegelte Fläschchen zuschicken. Das mit dem Schweiße des Patienten imprägnirte Wasser ward einer chemischen Analyse unterworfen. Der „schwarze Doktor" antwortete hierauf, ohne weiterer Anzeige zu bedürfen, dem Kranken, daß er an der Brust, an der Gicht, am Magen ꝛc. laborire, und verschrieb ihm die Heilmittel in entsprechender Weise. Wirkte der Zufall, so ward sein Ruf in öffentlichen Blättern ausposaunt, und die Dollars flogen nach Cincinnati. Unglücklicher Weise fand sich zuletzt auch ein Tagebuch des Verstorbenen vor, aus welchem hervorgeht, daß der „schwarze Doktor" in Betreff der Krankheit einiger Patienten Vorschriften, auf die oben erwähnte Wasseranalyse angeblich gestützt, ertheilt hatte, während die auf die nämlichen Patienten lautenden Fläschchen noch immer festversiegelt im Glasschranke ruhten.

Die Wiederbelebung. Am 8. April 1841 wurde zu Louisville (Kentucky) ein gewisser John White als Mörder hingerichtet. Wegen ungeschickter Vorrichtung ereignete es sich, daß bei dem Herabstürzen des Körpers der Hals nicht völlig gebrochen war. Die Agonie war lang und schrecklich; doch endlich

hörten die Convulsionen auf, und der Leichnam gab kein Lebenszeichen mehr von sich. Nachdem der Gerichtsarzt den eingetretenen Tod konstatirt hatte, wurde der Leichnam abgeschnitten und in ein nahes Haus gebracht, wo eine mächtige galvanische Säule zum Experimentiren in Bereitschaft war. Das elektrische Fluidum hatte kaum zu wirken begonnen, als der Leichnam in ein krampfhaftes Zittern gerieth; die Zuschauer bebten vor Entsetzen zurück, als er plötzlich auf dem Tische, wo er ausgestreckt lag, sich aufrecht setzte und mit convulsivischer Heftigkeit nach dem Halse langte, gleichsam um den Strick loszumachen. Mehrmals wiederholte er seine Anstrengungen und zerkratzte sich mit den Nägeln den Hals; bald aber hörte er auf, als er zu bemerken schien, daß der Strick nicht mehr vorhanden sei. Die galvanische Säule wirkte noch immer. Der Leichnam stand auf, streckte die Arme aus, öffnete die furchtbar mit Blut angelaufenen Augen, aus seinem Munde ertönte ein gräßliches Röcheln; dann hob sich seine Brust und athmete sehr laut. Die Zeugen dieses Auftritts waren stumm vor Ueberraschung und Entsetzen; alle Augen waren auf den Leichnam gerichtet, der sich convulsivisch bewegte. „Guter Gott, er lebt!" rief einer der anwesenden Aerzte. Das elektrische Fluidum wirkte immer mächtiger; plötzlich stürzte der Leichnam von dem Tische herab, in einen Winkel des Saales, indem er die Metalldrähte zerriß, welche ihn mit der galvanischen Säule in Verbindung brachten. Anfangs blieb er regungslos; bald aber glaubte ein Arzt einen leisen Pulsschlag wahrzunehmen. Man brachte eiligst das elektrische Instrument in Ordnung, als derselbe Arzt, welcher noch immer über ihn gebückt war, ausrief: „Er lebt! er lebt! er athmet!" Er athmete wirklich 3 Minuten lang, dann hörte jede Bewegung der Brust auf. Die Glieder zitterten leise und der rechte Arm hob sich mehrmals in die Höhe. Ein Arzt zog fortwährend den Puls zu Rathe und bemerkte zu Zeiten schwache Pulsschläge. Ein an die Nasenlöcher gebrachtes Stück Spiegelglas wurde alsbald durch einen schwachen Hauch getrübt. „Er

athmet!" rief man auf's Neue; die Spannung verdoppelte sich. Bald wurde der Puls lebhafter, das Athmen begann, die Augen öffneten sich wieder. Es war ein schrecklicher Anblick, diese blutigen Augäpfel sich bewegen und von Zeit zu Zeit das Auge sich wie durch eine krampfhafte Bewegung schließen zu sehen. Nach 5 Minuten wurde das Athmen lebhaft und rasch. Ein Arzt richtete nun einige Fragen an den Todten, aber nichts deutete an, daß er sie begriffen oder auch nur gehört habe. Er warf seine Blicke umher, ohne daß er irgend etwas festhielt, oder etwas zu sehen schien. Man stach ihn mit einer Nadel in den Fuß, er zog ihn zurück und stieß einen Schrei aus, der einem Gelächter ähnlich war. Seine Bewegungen wurden lebendiger und rascher, er langte mehrmals mit der Hand an den Hals und äußerte lebhaften Schmerz. Einer der Zuschauer faßte ihn bei den Schultern; er stand auf, ging zwei Schritte vorwärts und setzte sich in einen Lehnsessel. Diese Anstrengung schien ihn erschöpft zu haben; er stieß einen tiefen Seufzer aus, seine Muskeln erschlafften, der Athem stockte. Man ließ ihn Hirschhorngeist riechen, und er erholte sich wieder mit allen Zeichen der Trunkenheit. Alsdann schien er sprechen zu wollen, brachte aber keinen verständlichen Laut heraus, und schüttelte ungeduldig den Kopf. Die Aerzte erklärten, daß alle diese Symptome nicht blos galvanische Zuckungen, sondern wirkliches Leben seien. Einer von ihnen fügte hinzu, daß dieses Leben nur noch einige Minuten dauern würde, weil die Congestion nach dem Gehirn schnelle Fortschritte mache. Es wurden die kräftigsten Mittel angewendet, um den Blutumlauf zu regeln; die Wiederbelebung dieser Leiche wäre ein schöner Triumph der Wissenschaft gewesen. Aber dieses Wunder sollte unvollendet bleiben; die Kopfadern schwollen allmälig an; die Augen waren nur noch zwei blutige Knollen; endlich, nach einigen Minuten furchtbarer Agonie war jedes Lebenszeichen verschwunden. Man nahm nun neue Experimente vor, welche zu merkwürdigen Erscheinungen führten.

Kürzlich waren die Mitglieder des brittischen ärztlichen Vereins versammelt. Die Vorschläge, welche sie an die Regierung machten, bezwecken eine Reform des so sehr im Argen liegenden englischen Medicinalwesens. Insbesondere wurde auf strenge Scheidung der ärztlichen Praxis und des Apothekergewerbes gedrungen. Die Aerzte sollen nur für ihre eigenen Kranken selbst dispensiren dürfen, das Gewerbe der Apotheker dagegen, welche bisher in der Regel auch medikastrirten, soll auf die Bereitung und den Verkauf von Arzneien beschränkt, und die Ausübung desselben von einer Prüfung abhängig gemacht werden; endlich soll ein vollständiges, fortlaufendes Register der zur ärztlichen Praxis und zur Ausübung des Gewerbes eines Chemikers, Droguisten und Apothekers ermächtigten Personen geführt werden. Als Beispiel, wie gegenwärtig der ärztliche Beruf und das Apothekergewerbe nebst dem häufig damit verbunden Spezereienkram in einander spielen, wurde angeführt, daß ein licenzirter Arzt zu Manchester, laut seinem Schilde, zugleich „dispensirender Apotheker, Verkäufer von Roß- und Vieharzneien und Cigarren, ärztlicher Rathgeber, Zähneauszieher, Chemiker und Droguist" sei, und mit „wohlfeilen ächten Droguerien, Patent-Heilmitteln und Parfümerien, starkem Wein-Essig, Londoner Pöckelfleisch, Fischsaucen u. s. w., Sodawasser, Limonade, Bärenfett, Congrev'schen Zündhölzern, Wachs- und gezogenen Lichtern" handle.

Das Podagra.

Schmerzhaft nicht allein
Ist das Zipperlein,
Nein, auch ungerecht;
Denn die Schuld im Magen
Soll der Fuß nun tragen —
Das ist wirklich schlecht. —

Ein Mann gerieth mit einem Soldaten in einen heftigen Streit; Letzterer drang mit gezogenem Säbel auf ihn los; die Frau, Anfangs vor Schrecken und Furcht zitternd, stürzte sich plötzlich wüthend zwischen Beide, wand dem Soldaten den Säbel aus der Hand, zerbrach ihn und schleuderte die Stücke von sich. Menschen eilten herbei und rissen die Rasenden aus einander. In diesem heftigen Affecte nahm die Mutter ihr spielendes, noch nie krank gewesenes Kind aus der Wiege und legte es unter noch fortwährendem unsinnigem Toben an die Brust. Nach einigen Minuten läßt das Kind mit Unruhe die Brust los und sinkt todt in der Mutter Schooß.

(Hufeland's Sanit.-Journal. Februar 1823.)

Ein philosophischer Abenteurer — Pole von Geburt Dr. Trentowsky, Docent in Freiburg, nimmt in seinen sogenannten Vorstudien zur Wissenschaft der Natur (Lpzg. 1840, 2 Theile) in allem Ernste 7 Sinne an: Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Begatten, Tasten, Empfinden. Er behauptet auch, der Mensch müsse auf allen Weltkörpern sich befinden und sei ursprünglich aus dem Saamen eines menschwerdenden Drang-Outang entstanden. —

Von der Philosophie der Gegenwart behauptet er: sie habe einen furchtbaren Banquerot gemacht, das bezeuge ihre Rückkehr zur Scholastik und ihr Versinken in Pietismus. Der große Schelling und seine Schule, einmal durch ihre speculative Physik so blühend, murmeln ein pater noster; die Hegelianer seien im Durchschnitte Betbrüder; die protestantischen guten Köpfe werfen sich in die Polypenarme der heiligen Autorität, und die katholischen Wissenschaftshelden kochen aus allen bisherigen Philosophemen eine religiöse Fleischbrühe für das kommende neue Mittelalter ꝛc. Wenn diese Verwirrung, von der nur Herbart, Oken, Krug, Beneke und einige jüngere Apollofreunde auszunehmen seien, so fortgehe, so werde der philo-

sophische Genius zu den nach ihm so heiß sich sehnenden slavischen Völkern sich flüchten.

In Paris sind kürzlich viermal innerhalb 8 Tagen Diebstähle auf folgende Art in Apotheken verübt worden. Um Mitternacht klopfte ein Frauenzimmer an einer Apotheke, trat ein und verlangte, mit einem Recept in der Hand, daß ihr eine Arznei bereitet werde. Der Apothekergehülfe sah das Recept durch und sagte, die Sache sei etwas langwierig, er müsse mehrere Substanzen aus dem Magazin dazu holen, doch in einer halben Stunde solle das Verlangte fertig sein, dann möge die Frau wieder kommen. Doch diese bat kläglich, ihr Mann liege am Tode, man möge doch die Sache beschleunigen, sie wolle darauf warten. Der Gehülfe ging an die Bereitung. Als er sich aber auf einige Zeit entfernt hatte und zurückkehrte, fand er die Frau nicht mehr, und entdeckte, daß sie Kasse, Uhr und andere Gegenstände gestohlen hatte.

Nach dem englischen Arzte Glendinning wiegt das Herz eines Mannes gewöhnlich 9 Unzen, das einer Frau aber nur 8. Die sonderbarste Merkwürdigkeit, von der man bisher durchaus nichts wußte, ist aber, daß das Herz des Mannes immer schwerer wird, je weiter er im Alter vorrückt, während das des Weibes immer an Gewicht verliert, je weiter es das dreißigste Jahr seines Lebens hinter sich zurückgelassen hat.

Nach einer Consultation umstanden die Aerzte das Bett ihres Patienten, und einer sagte zu ihm: Versuchen Sie noch einmal eine starke Lufterschütterung, husten Sie, oder pfeifen Sie. — Der Kranke sah sie alle der Reihe nach an und sagte:

Ja, das hättet ihr wohl verdient! Darauf wandte er sich um — und starb.

In dem Leichname eines Kindes, welches seine Gliedmassen zu Gaukelkünsten mißbrauchen lassen mußte, fand Portal die Gelenkpfanne des Schenkelknochens zweimal so groß, als im natürlichen Zustande.

Daß die Kunst, Zähne mit Golddraht zu befestigen, wenigstens 2600 Jahre alt sei, erhellt aus den Gesetzen der 12 Tafeln, wo Tab. X. de jure sacro folgende Stelle vorkommt, die in modernem Lateine so lautet: Aurum a funere omnino removeto: excipitur aurum, quo dentes vincti; id enim cum cadavere sepelire aut urere jus esto.

Ein Wiener saß eine Weile lang ruhig in einem Douchebade; als aber das Wasser in größerer Quantität herabfiel, langte er nach seinem Regenschirm und spannte ihn mit den Worten auf: „Schauen's, dös wird mir denn doch halt a bißl z'arg, do könnt' mer ordentlich naß werden."

Als in der Gesellschaft des gelehrten Franzosen Menagius, geboren 1613, die Frage aufgeworfen wurde, wie oft man trinken dürfe, machte er sogleich aus dem Stegreife folgende Verse:

Si bene commemini, causae sunt quinque bibendi:
Hospitis adventus, praesens sitis atque futura,
Et vini bonitas, et quaelibet altera causa.

Wenn ich recht weiß, sind der Gründe fünf,
Eines Gastes Ankunft, gegenwärtiger und zukünftiger Durst,
Des Weines Güte und sonst ein beliebiger Grund.

Für die alte Wahrheit, daß die meisten Krankheiten aus Mangel an Bewegung, Anstrengung der Lunge, oder aus Ueberladung des Magens entstehen, existirt folgende alte Heilregel:

Drei Dinge sind gesund:
Wenig esse dein Mund,
Uebe dich alle Stund',
Lauf' nicht wie ein Hund.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.